

PROTOKOLL

Begrüßung

Wagner

Darf ich Sie im Namen der Behörden der Stadt Zürich herzlich willkommen heißen. Wesentliches wurde gestern abend anlässlich der Eröffnung der Ausstellung "Der Hang zum Gesamtkunstwerk" gesagt. Es bleibt mir, Ihnen heute eine gute Tagung zu wünschen und meiner Hoffnung Ausdruck zu geben, daß auch dieses Gespräch einen Beitrag zur Verständigung innerhalb Europas leisten wird.

Körber

Ich möchte Ihnen, Herr Stadtpräsident, zunächst herzlich danken, daß Sie uns das Gästehaus der Stadt Zürich für unsere heutige Tagung zur Verfügung gestellt haben. Ich bin überzeugt, daß die Atmosphäre hier zu einem guten Gespräch beitragen wird.

Unter den riskanten Themen, die sich der Bergedorfer Gesprächskreis dann und wann gern stellt, ist unser heutiger Gesprächsgegenstand einer der gewagtesten. Nicht deshalb, weil ich befürchte, daß sich im Laufe unserer Beratungen Abgründe auftun oder unversöhnliche Gegensätze aufreißen, sondern weil dieses Thema aus drei Problemen gewissermaßen zusammengeleimt ist, die - jedes für sich - ihre eigenen Schwierigkeiten in sich bergen. So ist dieses Gespräch weniger auf Lösungen als vielmehr auf Perspektiven angelegt; aber Perspektiven sind es, die wir gegenwärtig am meisten brauchen.

Ich bin daher Ihnen, lieber Herr Thorn, dankbar, daß Sie das Wagnis des heutigen Themas übernehmen. Es ist sicher nicht ganz leicht für Sie, dessen Verantwortung mit der Schlichtung von Fischereikonflikten, Agrarordnungsproblemen, Stahlsubventionen und internationaler Handelspolitik voll ausgelastet ist, nun über die politisch-kulturelle Herausforderung Europas zu sprechen. Damit ist ja Europa als Ganzes gemeint, aber zugleich auch das Europa außerhalb der Wirtschaftsgemeinschaft.

Die national-staatliche Kulturkompetenz wird streng von den Regierungen bewacht. Wir Deutschen in der Bundesrepublik treten dabei gleich mit einem Dutzend von Kultusministern auf. Es ist sicher leichter, den Mond zu besuchen, als die Kulturgemeinschaft Europas unter einen politischen Hut zu bringen.

So schwierig es sein mag, unserer europäischen Kultur einen gemeinsamen politischen Ausdruck zu geben, so unbestreitbar sieht die übrige Welt unseren Erdteil unter dem Aspekt einer gemeinsamen europäischen Kultur. Das geschieht nicht nur im Rückblick auf unsere Geschichte, die zum Beispiel die Dritte Welt gar nicht so brennend interessiert. Es geschieht vielmehr im Blick auf die Zukunft dieser Welt, und zwar in der Erwartung unseres europäischen Beitrages dazu.

Unser heutiges Tagungsthema verknüpft diese Herausforderung Europas, die eine Tatsache ist, mit der Frage, ob in der Annahme dieser Aufgabe auch ein Weg zur Erneuerung unserer Industriegesellschaft liegt. Darüber, daß die moderne Wirtschaftsgesellschaft ihr kulturelles Gleichgewicht nur schwer zu halten vermag, sollte kein Zweifel bestehen. Zu stark ist das Gewicht der materiellen Interessen, zu durchschlagend sind die technischen und ökonomischen Veränderungen. Zu sehr ist auch in Frage gestellt, was wir eine verpflichtende Tradition nennen.

Ich sage das ohne Kulturpessimismus. Wirtschaft, Technik und Wissenschaft sind ja selbst ein Teil unserer Kultur; aber sie als kulturelle Verpflichtung zu begreifen, ist schwer. Und gerade das ist es, was die Welt von Europa erwartet. Damit sollen Kunst, Literatur, Geisteswissenschaft nicht kleingeschrieben werden. Wenn wir jedoch von einem weiten, einigermaßen umfassenden Kulturbegriff ausgehen wollen, gehört das alles zusammen.

Der Kampf um die Vergeistigung der materiellen Zivilisation ist - im heutigen Stand der Entwicklung - eine genuin europäische Aufgabe gegenüber der Welt. Ich meine auch, daß es ein Weg zur Erneuerung unserer Industriegesellschaft selbst sein könnte. Wir haben uns in der Zeit des großen Wachstums zu sehr an den sogenannten Sachzwängen, am Mechanismus der materiellen Interdependenzen festgebissen.

Bei diesen wenigen Stichworten, nicht mehr als Andeutungen, will ich es bewenden lassen. Herr Dahrendorf wird wie stets darum bemüht sein, uns zu helfen, daß wir die Richtung nicht aus den Augen verlieren.

Thorn

Es ist für mich Ehre und Freude zugleich, heute auf dem 73. Bergedorfer Gesprächskreis zu Ihnen zu sprechen.

Nach einigem Überlegen habe ich mir erlaubt, das ursprüngliche Thema etwas umzudeuten und umzuformulieren, so daß es auch für einen Europapolitiker zutreffen könnte. Ich hoffe dafür auf Ihr Verständnis.

Ich möchte zu Ihnen über die Herausforderungen sprechen, denen sich das Europa der zweiten Generation gegenübersteht. Seinen Weg zu bereiten, ist vielleicht die größte Herausforderung für die Bürger Europas unserer Zeit. Es geht dabei nicht mehr nur um die Vollendung eines Gemeinsamen Marktes, einer Zollunion, sondern um die Schaffung einer echten Gemeinschaft, in der neben der wirtschaftlichen auch die soziale, politische und kulturelle Dimension zu voller Entfaltung gelangen.

Der bestimmende Grundzug der europäischen Geschichte in den letzten Jahrhunderten ist, wie Theodor Schieder einmal gesagt hat, "nicht die politische Einheit, sondern eine in ihren Formen wechselnde Vielfalt" gewesen. Es war ein ständiger Wechsel zwischen Miteinander, Nebeneinander und Gegeneinander unserer Völker; ein Weg, der schließlich in die Katastrophen zweier Weltkriege einmündete und in Europa ein großes Trümmerfeld hinterließ.

Als Winston Churchill 1946 vor diesem Hintergrund hier in Zürich forderte: "Wir müssen etwas wie die Vereinigten Staaten von Europa schaffen!", da war dies eine Art Wette, eine Wette gegen die Vergangenheit auf die Zukunft Europas. Es war der Wille zur Wende.

Das oberste Ziel war der Frieden. In Frieden leben, das war das tiefe Bedürfnis unserer Völker, den Frieden schaffen und sichern, das große Ideal jener Politiker wie Jean Monnet, Robert Schuman, Alcide de Gasperi, Konrad Adenauer und Paul Henri Spaak, die zu den "Gründungsvätern" der Europäischen Gemeinschaft zählen. Frieden, das bedeutete für sie auch Freiheit und Demokratie. So waren sie entschlossen, die Grundsätze der pluralistischen Demokratie zu verteidigen gegen die Absichten und Versuchungen von Menschen oder Staaten, sich gegenseitig zu unterdrücken.

Doch der Wille zur Einheit in Frieden und Freiheit allein genügt nicht. Nur wenn es gelingt, die materielle, die wirtschaftliche Basis zu schaffen, auf der sich dieser Wille verwirklichen kann, verliert er das Spekulative, kann er die nötige Breitenwirkung erzielen.

In diesem Sinne war die Gründung der Europäischen Gemeinschaft in den fünfziger Jahren ein geschichtlicher Wendepunkt. Damit wurde ein Rahmen geschaffen, der den Volkswirtschaften der Mitgliedstaaten bessere Entwicklungschancen bietet, als dies in den engen nationalen Grenzen jemals möglich gewesen wäre.

Wachsender Wohlstand im Innern und steigendes Ansehen in der Welt waren die Folgen, aber auch ein zunehmendes Aufeinander-angewiesen-Sein zwischen den europäischen Ländern. Und wenn heute, ein Vierteljahrhundert nach Rom, ein Krieg zwischen unseren Bürgern, ein europäischer Bürgerkrieg, für unsere Kinder nur noch ein unverständlicher Alptraum ist, dann ist dies auch ein Verdienst des europäischen Einigungswerkes.

Doch wo stehen wir heute? Haben wir die Wette Churchills schon gewonnen? Wie soll es weitergehen? Die Gemeinschaft befindet sich gegenwärtig in einem labilen und äußerst risikoreichen Übergangsstadium ihrer Entwicklung. Ihre Zukunft, und damit vielleicht auch die Zukunft des freien Europas insgesamt, wird entscheidend davon abhängen, ob wir bereit sind, den Einigungsprozeß durch neue Fortschritte zu konsolidieren und trotz der weltweiten Wirtschaftskrise und gegen die überall wiedererwachenden nationalen Egoismen voranzubringen.

Unsere Wirtschaft befindet sich eigentlich schon seit vier Jahren in einer Phase anhaltender Stagnation oder gar Rezession. Immer weniger wird für produktive Investitionen ausgegeben; unser technologischer Rückstand wächst, vor allem im Vergleich zu Amerika und - Japan. Europa altert, nicht nur demographisch, auch wirtschaftlich.

Ganze Regionen sehen ihre industrielle Basis erschüttert. Es werden weniger neue Arbeitsplätze geschaffen, als alte zerstört werden, und das Millionenheer der Arbeitslosen wächst nun schon im elften Jahr. 1983 wird es aller Voraussicht nach die 13-Millionen-Grenze überschreiten. 40 Prozent der Arbeitslosen sind junge Menschen unter 25 Jahren. Während die Amerikaner zehn Millionen und die Japaner drei Millionen neue Arbeitsplätze geschaffen haben, sind es in Europa nur einige Hunderttausend.

Dies muß nicht so sein. Ich bin überzeugt, daß die Krise in Europa anders, weniger verhängnisvoll hätte verlaufen können, wäre das europäische Einigungswerk rechtzeitig und energisch genug weiterentwickelt worden. Sich als Gemeinschaft der Krise stellen, heißt konsequent die wirtschaftliche Integration verstärken, heißt Erreichtes absichern, anpassen und ausbauen, heißt aber auch, neue Aktionsbereiche für gemeinsames Handeln erschließen.

An Erkenntnis mangelt es nicht. Staats- und Regierungschefs mit sonst recht unterschiedlichen Auffassungen, europäische Parlamentarier verschiedenster Richtungen, Unternehmer und Gewerkschaften in der Gemeinschaft, Meinungsgruppen aller Art scheinen in diesem Punkt einig: Der Weg aus der Krise führt über eine Verstärkung der Integration. Auch an konkreten Ideen fehlt es nicht.

Die Kommission hat in den letzten Jahren bis zur Erschöpfung Situationsanalysen vorgelegt und die notwendigen Vorschläge unterbreitet. Was aber fehlt, sind Entscheidungen und Taten, die auf die Reden folgen müßten.

Die so oft beklagte Handlungsschwäche der Europäischen Gemeinschaft - genauer gesagt, ihres entscheidenden Organs, des Ministerrates - spiegelt letzten Endes aber nicht die Schwäche der Gemeinschaft, sondern vielmehr die der Mitgliedsregierungen wider. Innenpolitische Erfolgswänge bestimmen in den letzten Jahren zunehmend die europäische Szenerie und belasten die Handlungsfähigkeit der Gemeinschaft. Sie präsentiert sich immer mehr als eine Krisengemeinschaft von Staaten, die zwar aufeinander angewiesen sind - und dies auch wissen-, die aber weder gemeinsam noch isoliert in der Lage sind, ihre Probleme zu lösen.

So hat die Krise unsere Schwächen schonungslos aufgedeckt. Mehr noch, sie hat, da wir ihr nicht rechtzeitig mit den richtigen Mitteln entgegengetreten sind, die Entwicklungsunterschiede in Europa vergrößert und den Zentrifugalkräften in der Gemeinschaft neuen Auftrieb gegeben. Es scheint so, als befänden wir uns in einem Teufelskreis: Der fehlende Ausbau der Gemeinschaft führte zur Ohnmacht gegenüber der Krise, und die ausbleibende Bewältigung der Krise verschärft unsere Ohnmacht beim Ausbau der Gemeinschaft. Wir können uns aber nicht ständig von den Ereignissen überrollen lassen, um dann oft zu spät mit verzweifelten Ad-hoc-Maßnahmen zu reagieren.

Die Sache Europas steht heute, so meine ich, auf der Kippe. Gewiß, die Situation ist nicht mehr mit der von 1946 zu vergleichen. Viel ist seitdem schon erreicht worden. Aber viel steht deshalb auch heute auf dem Spiel. Es muß uns jetzt gelingen, einen qualitativen Sprung nach vorn zu tun, der ein Zeichen setzt. Es geht, um es mit dem Mainzer Politikwissenschaftler Werner Weidenfeld zu sagen, um den Übergang zur "positiven Integration". "Ursprünglich ging es", so führt er in seiner Schrift "Europa 2.000" aus, "um die "negative Integration" ... Es ging um den Abbau von Hindernissen und die Überwindung von Grenzen. Die Schranken zwischen den einzelnen Staaten sollten ihre zerschneidende Wirkung verlieren. .. Inzwischen ist diese "negative" Integration an ihre Grenzen gestoßen ... Sie verlangt nach einer qualitativ anderen Ergänzung, nach der "positiven Integration"."

Es geht also ganz entscheidend darum, eine gemeinsame Politik für das Europa von morgen zu definieren und zu verwirklichen. Eine Aufgabe, die ohne den konsequenten Ausbau der Gemeinschaft nicht zu lösen ist. Ausbau der Gemeinschaft aber bedeutet beim heutigen Stand der Dinge Abschied nehmen von den alten Träumen nationalstaatlicher Herrlichkeit.

Der Preis für das Europa der Zukunft ist die Bereitschaft, die Brücken zur Vergangenheit abzureißen, wo immer dies nötig ist, und den Schritt in das Neue zu wagen, in das "Experiment Gemeinschaft".

Mehr Gemeinschaft: Dazu gehört natürlich, die wirtschaftliche Integration zu einer echten Wirtschafts- und Währungsunion auszubauen. Dazu gehört weiter, einen gemeinsamen - europäischen! - Ansatz zur Überwindung der Krise zu entwickeln, neue Perspektiven für Investitionen in Europa zu öffnen, den wachsenden technologischen Rückstand zu überwinden und vor allem neue Arbeitsplätze mit Zukunft zu schaffen.

Aber es geht nicht nur darum. Die volle wirtschaftliche Integration läßt sich nicht erreichen, ohne zugleich auch die politische Einigung zu fördern. Beide müssen notwendigerweise einander ergänzen. Wenn die Errichtung der wirtschaftlichen Gemeinschaft den "ersten Grundstein für eine weitere und vertiefte Gemeinschaft" bilden sollte, dann ist heute, mehr als 25 Jahre nach der Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, die Forderung nach der politischen Union Europas nur folgerichtig.

In den letzten Jahren hat es eine Reihe von vielversprechenden Vorschlägen gegeben, um den Übergang von der Wirtschaftsgemeinschaft zur Europäischen Union einzuleiten. Manche von ihnen haben - ich muß sagen: leider - nicht das Echo gefunden, das sie verdienen. Um so mehr begrüße ich es daher, daß die Diskussion um die deutschitalienische Initiative für eine Grundsatzklärung zur Europäischen Union zu neuem Leben erwacht. Ihr Erfolg könnte eine positive Signalwirkung für ganz Europa haben und dem Einigungswerk endlich einen neuen Impuls geben.

Ich begrüße auch die vorgeschlagene Ausweitung der europäischen Aktivitäten im politischen Bereich. Drei Richtungen scheinen mir dabei besonders bedeutsam.

Erstens: Wir brauchen eine gemeinschaftliche Außenpolitik, um ein gemeinsames Auftreten und Handeln der Mitgliedstaaten in der Welt zu ermöglichen. Nur so kann die Gemeinschaft die weltpolitische Rolle übernehmen, die ihr kraft ihres wirtschaftlichen und politischen Gewichts zukommt.

Zweitens: Wir brauchen eine gemeinsame Sicherheitspolitik oder zumindest, als Vorstufe, eine enge Abstimmung in sicherheitspolitischen Fragen. Dies gilt für die äußere wie für die innere Sicherheit. In der gegenwärtigen Lage Europas wäre es schlechtweg ein Widerspruch in sich, wollte man einen europäischen Wirtschafts- und Sozialraum schaffen und eine europäische Außenpolitik entwickeln, aber jeden Gedanken daran und jede Diskussion darüber ausschließen, wie die Sicherheit dieses Raumes am besten zu gewährleisten ist.

Drittens: Wir brauchen endlich eine echte europäische Bildungs- und Kulturpolitik, deren Ziel es sein muß, mehr Verständnis für das europäische Einigungswerk zu wecken und das Zusammengehörigkeitsgefühl unserer Bürger zu stärken. Diesem letzten Punkt will ich mich im folgenden etwas ausführlicher zuwenden.

So heftig die kulturelle Dimension Europas in der Vergangenheit immer wieder beschworen worden ist, so leicht wird sie heute manchmal vom Wirbel der vielen Tagesprobleme verdeckt. Sehr zu Unrecht, meine ich. Denn zum einen wird gerade die kulturelle Entwicklung Europas für den künftigen Ausbau des Einigungswerkes von entscheidender Bedeutung sein. Zum anderen stehen wir in diesem Bereich vor Herausforderungen, die heute mehr denn je eine Antwort verlangen.

"Sinn der Europäischen Union muß es sein" - und hier zitiere ich Leo Tindemans aus seinem Bericht von 1975 zur Europäischen Union;-, "uralte, zwischen Nationalstaaten künstlich aufrechterhaltene Gegensätze zu überwinden, um eine humanere Gesellschaft zu errichten, in der bei gegenseitiger Achtung unserer nationalen und kulturellen Eigenarten das Gewicht eher auf das gelegt wird, was uns eint, als auf das, was uns trennt."

Und Leo Tindemans kommt zu dem Schluß: "Die Vorschläge, mit denen Europa dem Bürger nähergebracht werden soll, ergeben sich unmittelbar aus den eigentlichen Beweggründen für das europäische Einigungswerk. Sie geben diesem Werk seine menschliche und soziale Dimension. .. Sie sind insofern fundamental für das Gelingen, als es nicht ausreicht, daß unsere Schicksalsgemeinschaft eine Realität ist: Sie muß auch als solche verstanden werden."

Dies erfordert eine Qualität des gegenseitigen Kennens und Verstehens, nicht nur zwischen den Regierungen, sondern auch zwischen den vielfältigen gesellschaftlichen Kräften der beteiligten Länder, wie sie heute noch keineswegs gesichert ist. Die Verbesserung der Kommunikation, die Vertiefung des Brückenschlages zwischen den europäischen Völkern, die letztlich nur durch Maßnahmen im kulturellen Bereich zu erreichen ist, wird so gesehen zu einer unmittelbaren politischen Bedingung für das Gelingen des europäischen Einigungsprozesses.

Dahrendorf

Es ist sicher nicht ganz leicht zu bestimmen, welches unsere heutige Thematik sein soll; denn wir bewegen uns in einem Dreieck von Kultur, Politik und Europa.

Herr Liebermann, Herr Marschall von Bieberstein und ich haben vor kurzem in einer Fernsehsendung über das Thema "Europa zwischen Käse und Kultur" diskutiert und sind alle drei nicht recht glücklich damit geworden. Denn es ist uns nicht gelungen, die politische Problematik der europäischen Einigung, die Frage der Kultur in Europa und das, was wir so unter Europa verstehen, in einen präzisen Zusammenhang zu bringen.

Herr Thorn ist die Thematik - was nicht überrascht - von der politischen Seite angegangen und hat dabei betont, daß für ihn das kulturelle Element neben dem wirtschaftlichen, dem politischen und dem sicherheitspolitischen ein Kernstück der vollen europäischen Einigung ist. Was das jedoch genau bedeutet, müßte man weiter erkunden.

Ich möchte nun vorschlagen, daß wir zunächst versuchen sollten, das Thema im Hinblick auf das Dreieck Kultur, Politik und Europa zu präzisieren.

Scheel

Gaston Thorn hat im ersten Teil seines Vertrages nachzuweisen versucht, warum wir unter dem äußeren Zwang stehen, die Einheit Europas voranzubringen. In der Welt, in der wir leben, sind wir in Europa gewiß schon aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen, mehr zu tun, um uns selbst zu behaupten. Insofern war ich beeindruckt, daß Herr Thorn darauf hinwies, wie wenig wir in Europa getan haben, um gerade jenes Problems Herr zu werden, das uns am stärksten bedrängt, nämlich die Arbeitslosigkeit. Es ist weder theoretisch noch praktisch gelöst, wie wir mit der zunehmenden Arbeitslosigkeit fertig werden wollen.

Die Vereinigten Staaten haben immerhin 10 Millionen neue Arbeitsplätze geschaffen - während sich die ganze deutsche Presse darüber ausläßt, welche schrecklich rückständige wirtschaftspolitischen Methoden dort angewandt werden. Für Japan nannte Herr Thorn drei Millionen neuer Arbeitsplätze. Europa hängt hier jedenfalls entscheidend zurück, und ein Grund dafür liegt sicher in der mangelnden Zusammenarbeit. Alle betonen, diese Probleme seien national nicht mehr zu lösen, aber niemand in Europa tut etwas, um übernationale Ansätze zu finden. Wir brauchen die europäische Einheit insbesondere, um die Zukunftsaufgaben zu meistern.

Voraussetzung für den weiteren Einigungsprozeß ist jedoch die Entwicklung einer europäischen Identität, die Überzeugung, daß wir zusammengehören. Und hier ist es wichtig, gerade auf dem Gebiet der Kultur zu sehen, daß nicht nur die europäische Kulturgeschichte eine einheitlich europäische ist, sondern daß Kultur in Europa heute eine die Grenzen übergreifende Kultur ist.

Die praktische Frage ist indes: Was kann man tun, um dieses Bewußtsein zu stärken, Teil einer einheitlichen Kultur zu sein, welche es rechtfertigt, weitere politische Gemeinsamkeiten zu suchen? Dafür ist sehr wenig geschehen. Das Bewußtsein der Menschen über den Kulturkreis, in dem er lebt, wird von vielen Elementen geprägt, beispielsweise von der Sprache und entscheidend von der Bildung, sowohl von seiten der Schule als auch von Seiten des Berufs.

Damit liegt es in Europa im argen. Wir haben uns zum Beispiel nach dem Zweiten Weltkrieg große Mühe gegeben, im Geschichtsunterricht zwischen Polen und Deutschland zu gemeinsamen Betrachtungsweisen zu kommen, sicher ein außerordentlicher Versuch, jungen Menschen europäische Geschichte bewußtzumachen. So etwas gibt es im Bereich der Europäischen Gemeinschaft nicht. Der Geschichtsunterricht läuft hier so, wie wir ihn immer hatten, wobei bestimmte Teile unserer jüngeren Vergangenheit weitgehend ausgespart werden. Warum können wir in Europa nicht einmal eine große Schulbuchkonferenz abhalten, auf der der Geschichtsunterricht stärker als bisher europäisch orientiert wird?

Auch mit den Fremdsprachen sind wir nicht vorangekommen. Die Hoffnung, wir könnten in Europa einmal ebenso mehrsprachig werden wie etwa die Schweiz, ist in den letzten Jahren nicht gestärkt worden. Im Gegenteil, die Fremdsprachenbegeisterung der jungen Menschen in den Jahren nach dem Kriege ist einer eher müden Haltung fremden Sprachen gegenüber gewichen. Die Versuche, Deutsch und Französisch stärker aufeinander auszurichten und dadurch die Bereitschaft junger Menschen anzuregen, wenigstens diese beiden Sprachen in den jeweiligen Ländern zu lernen, sind durch die Wirklichkeit erstickt worden. Wahrscheinlich fehlt in den verantwortlichen Gremien der notwendige Antrieb.

Einen Teil der Verantwortung dafür tragen auch die Medien. Erst in den letzten Wochen haben Rundfunk und Fernsehen damit begonnen, europäische Austauschprogramme in Gang zu setzen. Dabei haben wir jahrzehntelang immer wieder angeregt, jede Woche zumindest einmal europaweit ein Austauschprogramm der besten Regional- beziehungsweise Nationalprogramme durchzuführen. Die Neigung der Fernsehanstalten, die anderen europäischen Länder durch die Brille nur des jeweils eigenen Berichterstatters vor Ort zu zeigen, heißt doch, die Hörer und Zuschauer zu unterschätzen, selber über eine Sendung aus einem anderen Lande urteilen zu können.

Könnte man nicht so etwas wie den "Länderspiegel", der in der Bundesrepublik allwöchentlich die besten Regionalsendungen zusammenfaßt, europaweit organisieren? Das dürfte weder schwierig noch sehr teuer sein, da man in diesem Fall sogar Originalsendungen austauschen könnte. Man brauchte sie lediglich zu synchronisieren, also das zu tun, was man mit jedem Western macht. Zusätzliche Interpretationskunststücke kann man sich sparen und den Hörern und Zuschauern überlassen.

Ich meine also, daß zu wenig getan wird, um den Wunsch nach Stärkung der europäischen Identität auch durch Handeln voranzubringen. Der Reden ist es in Europa genug; es kommt jetzt aufs Handeln an, und Handeln bedeutet: Man muß starke Persönlichkeiten in den richtigen Funktionen finden, die bereit sind, in der Richtung etwas zu tun. Es heißt immer, Sachzwänge würden am Handeln hindern, aber es ist doch eine alte Erfahrung: Für jemanden, der handeln will, gibt es keine Sachzwänge; die Sachen sind dazu da, daß sie verändert werden.

Liebermann

Auf meinem Gebiet, der Musik, ist das Problem der Verständigung überhaupt nicht existent: Musik ist international. Bach wird in der ganzen Welt gespielt und verstanden.

In der Literatur gibt es die Sprachgrenzen. Eine Konsequenz daraus wäre, viel mehr zu übersetzen. Die Verleger müßten subventioniert werden, damit jedes Jahr, sagen wir, 20 ausgewählte Meisterwerke in 10 oder 23 europäischen Sprachen erscheinen können.

Für eine Überwindung der Grenzen in Europa auf dem kulturellen Sektor gibt es nur wenige Ansätze. In Paris haben wir zum Beispiel Peter Steins "Tasso" und seinen "Prinz von Homburg" gespielt. Das Pariser Publikum konnte mit Kopfhörern die Übersetzung hören; das ist natürlich keine ideale Lösung, aber immerhin.

Vor einigen Jahren hatte ich dem damaligen Bundeskanzler Schmidt vorgeschlagen, in Paris von deutscher Seite eines der 50 leerstehenden Theater zu kaufen und dort erstklassige deutsche Regisseure große deutsche Stücke mit deutschen Schauspielern inszenieren zu lassen. Anschließend hätte man dann mit französischen Schauspielern daran weiterarbeiten können.

Es ist nämlich eine Tatsache, daß ein Stück wie "Nathan der Weise" in Frankreich absolut unbekannt ist. Große Teile wichtiger deutscher Literatur sind überhaupt nicht ins Bewußtsein des französischen Geisteslebens eingedrungen. Wie waren die Franzosen überrascht, als sie durch die Ausstellung Paris-Berlin den deutschen Expressionismus entdeckten. Ihnen ist plötzlich eine ganze Welt aufgegangen von Nolde, Kirchner bis Beckmann. Namen, die kaum jemand in Frankreich kannte.

Das ließe sich alles ohne Schwierigkeiten organisieren - ob nun durch die Kulturpolitik der Auswärtigen Ämter oder durch gemeinsame Unternehmungen;- , wenn nur genügend Geld vorhanden ist. Dafür gibt es erfolgreiche Beispiele, aber das ist nie mit Konsequenz betrieben worden. Warum können wir nicht mehrere deutsche Theaterstücke in Paris oder London spielen und französische oder englische in Deutschland? Im Grunde scheidet die Übermittlung kultureller Ereignisse an den Sprachgrenzen. Die Gründe dafür sind nicht in irgendeinem Nationalismus zu suchen, sondern: "die Verhältnisse, ... sie sind nicht so." Es fehlt an Geldern, um diese Vermittlung herzustellen.

Dahrendorf

Ich erinnere mich eines Gesprächs über Kultur und Politik, in dem ein Politiker gesagt hat, es sei nicht Sache der Politik, sich anzumaßen, in den schöpferischen Prozeß der Kunst einzugreifen. Wo sehen Sie, Herr Schmidt, die Grenzen dessen, was Politik im Bereich der Kultur tun oder nicht tun soll?

Schmidt

Ich bin nicht so sehr dafür, daß der Staat, schon gar nicht, daß eine europäische Bürokratie Kulturpolitik betreibt. Wenn etwas in die Hände des Staates gelangt, ist es für die Öffentlichkeit meist nicht mehr durchsichtig, und man sollte aufpassen, daß die Bürokratie nicht von allem Besitz ergreift; denn dann wird man sie nicht wieder los.

Der Staat hat auf diesem Felde nichts zu suchen. Mir wird ganz schlecht, wenn ich mir vorstelle, was daraus werden muß, wenn man versuchen wollte, par force europäisch integrierte kulturpolitische Fortschritte zustande zu bringen. Verlangen Sie nicht so viel vom Staat. Wir sollten uns vielmehr überlegen, welchen Beitrag der einzelne möglicherweise leisten kann.

Herr Szeemann hat gestern die Befreiung des Künstlers durch die Französische Revolution gefeiert. Vorher ist die Kunst nach Brot gegangen - so habe ich es verstanden;- , später offenbar nicht mehr. Aber sie geht natürlich auch heute noch nach Brot, und das kann auch gar nicht anders sein. So wie die Kunst vor der Revolution nach dem Brot der Fürsten gegangen ist, wird sie sich heute an den staatlichen Brötchengeber wenden. Ich kann vor alledem nur warnen.

Als sich Rolf Liebermann seinerzeit an mich wandte, ein Theater in Paris zu kaufen, mußte ich ihm sagen: Dies ist dem deutschen Bundeskanzler verwehrt. Er darf nicht einmal in Bonn eine Bundeskunsthalle betreiben, selbst wenn sie zum Beispiel Kurt Körber privat finanzieren würde. Das wäre ein verfassungsrechtlicher Verstoß. Das behaupten jedenfalls die Kulturbürokraten in den elf Landeshauptstädten, und das Grundgesetz gibt ihnen darin vielleicht recht, obwohl ich das in der Sache zumindest für zweifelhaft halte.

Bei einigem, was hier gesagt wurde, empfinde ich ein Unbehagen. Wenn Gaston Thorn beispielsweise von einem qualitativen Sprung nach vorn spricht, dann sollte man bedenken, daß man die Menschen nicht überfordern darf. Vielleicht ist die Unruhe der Jugend, von der so viel die Rede ist, auch Ausdruck der geistigen Führungslosigkeit einer ganzen Generation, die selbst nicht mehr durchschaut. Die modernen Medien überfluten uns mit Pseudoinformationen, die der junge Mensch, aber auch der Erwachsene, gar nicht bewerten kann. Daraus entsteht dann ein Gefühl des Ausgeliefertseins, des "Nicht-mehrdurchschauens-Könnens."

Genauso verhält es sich mit allen Dingen, die dem Staat anheimgegeben werden. Auch da schaut der einzelne nicht mehr durch. Je mehr die Menschen in den Einflußbereich der Bürokratie geraten, die anonym bleibt, um so schlimmer. Ich kann nur davor warnen, immer auf den Staat zu setzen.

Im besten Fall ergibt sich daraus eine Reaktion, die man heute Regionalismus nennt; ein Rückzug auf das Überschaubare. Für den normalen Menschen gibt es einige wenige Lebenskreise, die überschaubar sind. Das ist einmal seine eigene Familie im engeren und weiteren Sinne. Das ist zweitens seine Heimat, mehr oder weniger weit gefaßt. Sie wird jetzt wieder entdeckt, nicht nur in Deutschland; den Regionalismus gibt es genauso in Frankreich, Italien oder Belgien. Der dritte Lebenskreis schließlich, mit dem sich Menschen identifizieren können, ist die Nation, nicht immer mit dem Nationalstaat identisch. Aber damit haben die Deutschen ihre Schwierigkeiten; die anderen Nationen sind in dieser Hinsicht besser dran.

Und nun sollen wir uns also mit Europa identifizieren. Da wird Leo Tindemans beauftragt, ein Gutachten anzufertigen, und dann soll daraus ein Gemeinschaftsgefühl werden, sozusagen staatlich organisiert. Ich glaube daran nicht. Ich sehe vielmehr die Gefahr, daß die Menschen Identifikationsmöglichkeiten verlieren, die früher selbstverständlich waren. Deshalb laßt die europäischen Institutionen aus der sogenannten Kulturpolitik heraus. Je mehr Institutionen sich auf diesem Felde tummeln, um so schlimmer.

Wenn Rolf Liebermann sagt, die Musik sei international, sie kenne keine Grenzen, so wird das leider manchmal vergessen. Ich habe in den letzten Jahren in Amerika recht törichte Diskussionen miterlebt, wo alles, was aus Rußland kommt, als kommunistisch abqualifiziert wurde, das man ablehnen und bekämpfen müsse. Wenn man sie dann nach Mussorgski, Prokofieff oder Tschaikowsky fragt, wenn man sie fragt, wo Isaac Stern geboren ist oder wo die Eltern von Leonard Bernstein herkommen und viele andere große Künstler mehr, dann werden sie plötzlich nachdenklich. Und so wie es nur eine Musik gibt, gibt es auch nur eine Malerei. Wo Sprache eine Rolle spielt, in der Literatur, im Schauspiel, ist es schon schwieriger. Aber auch da würde ich sagen: übersetzen ja, aber nicht staatlich einplanen und einebnen. Gerade in seiner Sprache findet der Mensch eine gewisse Identität, fühlt er sich heimlich. Nun versucht nicht auch da noch herumzumanipulieren. Die Menschen sind sowieso schon durch die Informationsüberflutung gefährdet, wobei das meiste davon nur Dummheiten und Sensationshascherei sind.

Wagner

Zunächst einige Worte zum Sprachenproblem. Dies ist in der Schweiz einigermaßen gelöst. Wir haben die italienische, die französische und die deutsche Schweiz mit ihrer jeweiligen sprachlichen Dominanz. Außerdem besteht, bedingt durch die wirtschaftlichen Beziehungen, eine starke Zuwendung zum angelsächsischen Kulturkreis. Dieser Konstellation trägt unser Bildungssystem im Fremdsprachenunterricht Rechnung und erleichtert dadurch die Verständigung innerhalb der verschiedenen Kulturkreise. Dennoch zeigen sich auch bei uns erhebliche Schwierigkeiten. Die französische Schweiz beispielsweise ist stark nach Frankreich, die italienische Schweiz stark nach Italien orientiert, was für die kulturelle Verständigung große Probleme mit sich bringt. Das geht bis zu organisatorischen, zum Teil läppischen Kleinigkeiten.

Was das Verhältnis von Staat und Kultur angeht, teile ich die Bedenken von Herrn Schmidt. Aufgrund meiner Schweizer Erfahrungen im internationalen Kulturaustausch sehe ich die Forderungen der Künstler an den Staat immer größer werden. Dagegen nehmen sich die eigenen Anstrengungen, kulturelle Verständigung auch auf eigenes Risiko zu betreiben, eher bescheiden aus. So wird zum Beispiel für die staatliche Stiftung Helvetia immer mehr Geld gefordert. Mag sein, daß wir in der Schweiz in diesem Punkt einen Nachholbedarf haben, wenn ich unsere Budgetzahlen etwa mit dem vergleiche, was mir an Kulturetats aus einigen deutschen Städten bekannt ist.

Mit staatlichen Geldern ist aber immer auch eine gewisse Lenkung verbunden. Und ich meine, die künstlerische Freiheit und das Risiko, das in der künstlerischen Entfaltung liegt, darf nicht durch Bürokratie, durch staatliche Normen beschränkt werden. Letztere sind jedoch unabwendbar, sobald Forderungen an den Staat gestellt werden. Natürlich soll auf die staatliche Unterstützung nicht verzichtet werden. Aber was wir brauchen, ist ein vernünftiges Maß bezogen auf den nationalen, regionalen oder lokalen Rahmen. In der Schweiz hatten wir immer wieder das Glück - möglicherweise sind wir in diesem Punkt etwas privilegiert; -, daß sich Mäzene fanden, die bereit waren, Unterstützung zu geben und sogar zusammen mit dem Staat neue partnerschaftliche Möglichkeiten zu eröffnen.

Höfer

Ich glaube in der Tat auch, Herr Schmidt, daß es um die Kultur Europas um so besser bestellt ist, je weniger diese Kultur integriert ist. Auf allen anderen Gebieten mag es umgekehrt sein.

Es ist klar, Herr Scheel, daß einer in diesem Kreise die vertraute Elegie über das Elend mit den europäischen Sprachen anstimmen mußte. Als Guido Brunner, einer ihrer Parteifreunde, noch in Brüssel war, machte er den Vorschlag, man solle mit staatlichem Nachdruck in den Ländern der Gemeinschaft durchsetzen, daß jedes Kind neben seiner Muttersprache zusätzlich eine andere europäische Sprache lernt. Gedacht war nicht nur an die dominierenden Sprachen wie Englisch und - mit gewissem Abstand - Französisch, sondern auch an die "kleinen" Sprachen. Über diese Idee haben ein paar holde Träumer, beispielsweise ich, einige Artikel geschrieben, die wahrscheinlich in irgendeiner Schublade, wenn nicht im Papierkorb gelandet sind. Hier könnte ein bißchen Unterstützung des Staates sicher nicht schaden, verehrter Helmut Schmidt.

Schmidt

Damit bin ich einverstanden. Wir sollen die staatliche Hilfe nur nicht zum Hauptprinzip machen.

Höfer

Wie wäre es denn, wenn man an europäischen Schulen so eine Art Sprachbonus einführt, und zwar nicht für Englisch oder Französisch, die ja größtenteils ohnehin Pflichtfächer sind, sondern - beispielsweise für Dänisch oder Rumänisch oder so schwere Sprachen wie Ungarisch oder Finnisch. Es ist doch ein Jammer, daß im auswärtigen Dienst unseres Landes kaum jemand solche Sprachen beherrscht.

Freiherr Marschall von Bieberstein

Ich meine, man sollte ein europäisches Kulturinstitut nicht ganz aus den Augen verlieren, weitgehend auf privater Basis. Denn ich stimme zu, daß es nicht unbedingt empfehlenswert ist, Kulturpolitik nur staatlich zu führen. Überdies spielen, wie ich aufgrund meiner Erfahrungen in Rom, Paris und Straßburg weiß, nationale Interessen im Kulturaustausch doch noch immer eine wesentliche Rolle.

Wenn Gaston Thorn und Walter Scheel davon sprechen, wir müßten uns um ein gemeinsames europäisches Bewußtsein bemühen, so ist es wiederum klar, daß ein solcher Prozeß nicht von alleine entsteht und nur dem einzelnen überlassen bleiben kann. Darin würde ich Helmut Schmidt widersprechen; aber möglicherweise verstehen wir unter Kultur und Kulturpolitik etwas anderes und reden deshalb aneinander vorbei.

Als Vertreter des Europarats bedaure ich natürlich, daß hier von dieser Institution bisher so wenig die Rede gewesen ist; denn das, was in diesem Gespräch zur Debatte steht - Kulturaustausch, Sprachenvermittlung, ständige Fortbildung und so weiter-, wird von uns doch schon seit 30 Jahren betrieben. Dabei geht es uns vornehmlich darum, Instrumente zu liefern, um den kulturellen Austausch in Europa zu fördern. Wenn Walter Scheel etwa Schulbücher über europäische Geschichte fordert, so hat es das ja bereits alles gegeben, und neue Programme für eine europäische Erziehung werden entwickelt. Was wir brauchen, ist zum Beispiel die gegenseitige Anerkennung von Hochschulabschlüssen. Und hier verlangen europäische Entscheidungen nationale Durchführung. Da aber hapert es oft!

Schmidt

Das muß doch nicht von der Bürokratie in Brüssel gemacht werden.

Marschall von Bieberstein

Einer muß es ja tun, Brüssel oder Straßburg. Und dann die Regierungen der Mitgliedsländer.

Schmidt

Das sollen gefälligst die Professoren machen, und Schulbücher sollen die Verleger übernehmen.

Freiherr Marschall von Bieberstein

Sie wissen doch selbst, daß es ohne eine internationale Abstimmung nicht geht.

Scheel

Die ist ja versucht worden, aber es ist nichts daraus geworden.

Freiherr Marschall von Bieberstein

Förderung der Mehrsprachigkeit und viele andere Dinge mehr, dazu hat der Europarat über hundert Konventionen und Empfehlungen ausgearbeitet. Es gibt Berge von Materialien. Aber was ist davon in die Praxis umgesetzt worden? Das meiste verschwindet in den nationalen Schubladen. Vermutlich ist der politische Wille, den Austausch voranzubringen, nicht sehr ausgeprägt. Trotzdem werden wir weitermachen, sonst kommt überhaupt nichts zustande.

Ich bin der Meinung, daß in den Beziehungen zwischen Politik, Kultur, Industriegesellschaft das menschliche Maß wieder mehr in den Vordergrund gestellt werden muß. Ich halte es für ganz entscheidend, daß wir das Verhältnis von Industriegesellschaft und Kultur neu überdenken. Satellitenfernsehen und Verkabelung mögen ja ganz schön sein, aber leider laufen technische und kulturelle Entwicklung nicht parallel. Die Technik geht schneller voran, die Kultur kann da nicht folgen. Beim Satellitenfernsehen muß ich in Kenntnis des vorhandenen Fernsehens fragen, was es uns nützt, wenn soundso viele neue Kanäle entstehen, ohne daß wir wissen, wie die Programme aussehen sollen und ihre Qualität garantiert werden kann.

Adorno und Horkheimer haben schon 1947 in der "Dialektik der Aufklärung" gesagt, daß sich diese Aufklärung ins Gegenteil verkehren kann, wenn die Kulturindustrie zum bestimmenden Faktor wird. Deshalb legen wir das Schwergewicht unserer Arbeit auf die künstlerische, sprich: kreative Seite im Verhältnis zu den Kulturindustrien.

Zu der Idee von Herrn Liebermann, deutsches Theater in Frankreich zu spielen, möchte ich nur anmerken, daß ähnliche Überlegungen auch von Michel Guy, dem Leiter des Festival d'Automne, angestellt wurden. Er wollte jeweils drei Monate englisches, französisches und deutsches Theater von Truppen aus den betreffenden Ländern spielen lassen. Ein geglücktes Beispiel dafür war Peter Steins Inszenierung des Stückes "Die Sommergäste" in Paris. Natürlich ist die sprachliche Verständigung hier eine wesentliche Voraussetzung, und da bleibt noch viel zu tun.

Noch ein kurzes Wort zu der gestrigen Ausstellungseröffnung "Der Hang zum Gesamtkunstwerk". Was ich hier sehe, ist schön, interessant gewiß, aber einmal mehr der Gefahr der Mythenbildung im internationalen Austausch ausgesetzt. In Frankreich gibt es einen Mythos Richard Wagner, der durchaus seine negativen Seiten hat; denn Wagner gilt als typisch deutsch - positiv wie negativ gesprochen - so wie Martin Heidegger oder Ernst Jünger. Mentalitätsmäßig oder auch politisch gesehen sind dies durchaus nicht Frankreichs Freunde, aber sie werden als typisch deutsch doch ganz gern hervorgeholt. Deshalb muß man beim Kulturaustausch vorsichtig sein und etwa das Thema Wagner nicht nur historisch, sondern eher aktuell diskutieren, zum Beispiel, wie in Paris geschehen, zwischen Pierre Boulez und Hans Mayer.

von Bismarck

Baron Marschall deutete an, wieviel von privater Initiative in nationalen staatlichen und institutionellen Schubladen hängenbleibt. Dazu zwei Beispiele: Herr Höfer hatte vor Jahren einmal einen sehr kreativen Vorschlag im Sinne der Anregungen von Herrn Scheel gemacht, als er den WDR für Programme aus anderen europäischen Ländern öffnen wollte. Was ist dabei herausgekommen? Angesichts der Tatsache, daß die Massenmedien, in diesem Fall das Fernsehen, in den meisten Ländern massiv als Instrumente des Staates dienen oder von ihm beeinflusst werden, hat ein großer Teil auch der europäischen Rundfunk- und Fernsehanstalten das Angebot nicht genutzt. Man hat uns primitive Folklore angeboten und die gegebenen Möglichkeiten überhaupt nicht erfaßt. Das war billigstes Nationalprestige im Extrakt.

Zweites Beispiel: Ich habe vor sechs oder sieben Jahren, als klar war, daß es einen europäischen Satelliten geben würde, vorgeschlagen, einen der fünf Kanäle für ein europäisches Kulturprogramm zu nutzen. Das sollte nicht durch eine eigene Institution in Straßburg oder Brüssel geschehen, sondern es ging nur darum, aus jedem National-Programm einige Sendungen auszuwählen und aufeinander abzustimmen und dann in mehreren Sprachen gleichzeitig für europäische Empfangsländer zu servieren. Alle Fraktionen in Straßburg haben diesen Vorschlag interessiert aufgenommen. Es gab alle möglichen Anträge, aber dann verschwand die Sache in den nationalen Schubladen.

Natürlich mischten sich hier kommerzielle und staatliche Interessen. Beispielsweise dürften die Werbeinteressen von Radio Luxemburg, dessen französischer Kapitalanteil recht hoch ist, für den Schubladen-Effekt eine erhebliche Rolle gespielt haben.

Freiherr von Wechmar

Kulturpolitik - gewiß ein fragwürdiger Begriff - sollte man nicht in die Hände des Staates legen. Trotzdem kann auf eine gewisse Mithilfe des Staates kaum verzichtet werden. Allerdings wende ich mich gegen einen organisierten Kulturaustausch, wie ihn Rolf Liebermann offenbar befürwortet. Warum wird der "Nathan" in Paris nicht durch einen französischen Regisseur inszeniert? Dem müßte das Stück doch eigentlich bekannt sein.

Liebermann

Das weiß ich nicht; ich stelle nur das Faktum fest. Ich glaube jedenfalls nicht, daß es ohne staatliche Hilfe beim Kulturaustausch geht. Der Individualismus reicht da nicht aus. Das deutsche Auswärtige Amt und die Action Artistique in Frankreich stellen finanzielle Mittel bereit, um die jeweilige Landeskultur im Ausland zu vermitteln und das Bild von Deutschland respektive von Frankreich in dem anderen Land verständlich zu machen. Diese Institutionen arbeiten jedoch offenbar ohne jede Konzeption und verzetteln sich. Da werden dann zum Beispiel Schuhplattler nach Ghana geschickt.

Zweifellos bestehen - um auf Deutschland und Frankreich zurückzukommen - gegenseitig ungeheure Lücken, was die Kenntnis der Kultur des anderen Landes angeht. Und das betrifft nicht nur die breiten Schichten der Bevölkerung, sondern auch die Eliten. Diesem Mangel abzuhelpen, kann nicht von einzelnen geleistet werden. Dazu ist die Hilfe von Organisationen unerlässlich.

Natürlich soll nicht die Bürokratie die einzelnen Theateraufführungen oder Konzertprogramme betreuen, um Gottes willen. Aber wenn erstklassige Autoren Übersetzungen anfertigen sollen, um die Sprachgrenzen zu überwinden, dann sind heute die Verleger nicht in der Lage, das finanzielle Risiko allein zu tragen. Das kann nicht bedeuten, daß der Staat ins Verlagsprogramm eingreift; da muß der Verleger schon allein entscheiden. Aber er kommt nicht ganz ohne staatliche Hilfe aus. Da kann man nicht einfach sagen, das sollen die Professoren oder die Verleger selber machen.

Schmidt

Zunächst müssen sie die Schulbücher der anderen Seite zur Kenntnis nehmen. Das kann der Staat ihnen nicht abnehmen.

Liebermann

Der Staat gibt doch die Schulbücher heraus und ordnet an, was in den Schulen zu lehren und zu lernen ist.

Schmidt

Wer Schulbücher schreibt oder verlegt, muß erst einmal die Schulbücher der anderen lesen und rezipieren. Dann kann er beim Staat anfragen, ob eine Zulassung für die Schulen zu erreichen ist. Auf der anderen Seite haben die Lehrer durchaus die Freiheit, weitgehend selber zu bestimmen, welche Literatur in den Klassen gelesen wird.

Liebermann

Aber vorher muß der Lehrer instruiert, "gebildet" werden. Was auf kulturellem Gebiet nötig wäre, ist eine Schule für Professoren.

von Bismarck

Die Schuhplattler nach Ghana, Herr Liebermann, das ist eins der vereinzelt Negativbeispiele, die immer wieder zitiert werden, obwohl es viele Jahre zurückliegt, daß so etwas vorgekommen ist. Ähnlich verhält es sich mit der Ausstellung von Klaus Staack in London, deren Nachwirkungen bis heute vor allem in unserem Land in einer bestimmten politischen Ecke zu spüren sind.

Nestler

Als kommunaler Kulturpolitiker erstaunt mich dieses virulente Unbehagen gegenüber dem Staat, wenn er sich mit Kultur beschäftigt. Wahrscheinlich beruht dies, wie Baron Marschall sagte, auf einem Mißverständnis. Adorno hat daraufhingewiesen, daß die Zuordnung so vielfältiger und unzusammenhängender Dinge wie Religion, Schule, Denkmalpflege und Theater unter dem Begriff Kultur bereits die ordnende Hand des Staates zeigt. Den Auftrag und die generelle Zielrichtung

unserer Kulturpolitik halte ich für legitim, abgesehen davon, daß die Vermittlung von Kunst und Kultur notwendigerweise auch über Institutionen und Organisationen betrieben wird.

Kulturpolitik will möglichst vielen Bürgern die Teilhabe an Kunst und Kultur als individuelle und gesellschaftliche Notwendigkeit, mehr noch: als Lebensnotwendigkeit erkennbar und nutzbar machen. Wenn dieses Ziel erreicht wird, löst sich die organisierte Kulturvermittlung durch den Staat, wie wir sie hier beklagen, in weiten Teilen allmählich auf. Dann nämlich besteht durchaus und erstmals eine Möglichkeit, daß sich die Künstler, zum Teil vielleicht auch die Institutionen, von der Alimentation durch den Staat befreien können.

Anders ausgedrückt: Nur das kulturelle Bedürfnis des einzelnen und der Gesellschaft sichern auf Dauer den Bestand der Kunst und damit auch die Existenz des Künstlers.

Siedler

Ich würde gern eine andere Perspektive in unser Gespräch bringen. Alles, was bisher gesagt wurde, ist sehr aus westlicher Sicht argumentiert. Die europäische Selbstkritik, die seit etwa 20 Jahren von Le Monde, Corriere della Sera bis zur ZEIT und der Frankfurter Allgemeinen mit wechselndem Scharfsinn formuliert wird, beschreibt die geistige Öde und Erschlaffung der westlichen Zivilisation. Der Elan des Bauhauses, der Aufbruch des modernen Bauens sei erstarrt in geistlosen Häusermeeren zwischen Palermo und Frankfurt. Der Elan der Philosophie von Heidegger bis Sartre sei ebenfalls erlahmt. Von der Literatur heißt es, sie sei weit unter das Reflexionsniveau der zwanziger Jahre abgesunken. Es gäbe in Amerika keinen Faulkner, Hemingway oder Thomas Wolfe; in Frankreich keinen Valéry, Claudel, Sartre, Camus, Montherlant oder Giraudoux; in Deutschland keinen Kafka, Thomas Mann, Musil, Broch oder Hofmannsthal mehr.

Wenn man in den letzten 20 Jahren regelmäßig in Budapest, Prag, Warschau, Bukarest war, zeigt sich ein vollkommen anderes Bild des Westens. Niemals hat die westliche Zivilisation Osteuropa stärker fasziniert als heute. Dort wird mehr über die westeuropäische oder die westliche Zivilisation, Literatur, Philosophie, Kunst, Musik diskutiert als jemals zuvor.

Ich halte es für eine erstaunliche Tatsache, daß es dem sowjetischen Großreich in den letzten 35 Jahren nicht gelungen ist, an Faszination zu gewinnen. Jede Großreichsbildung in der Vergangenheit, vom Imperium Romanum bis zum British Empire hat die unterworfenen oder einverleibten Regionen geistig faszinieren können. Zwischen dem Schwarzen Meer und Gibraltar wollte jeder ein römischer Bürger sein. Im British Empire dominierten der Dudelsack, das Tennisracket und die britische Literatur fast noch stärker als die Kanonenboote. Die russischsowjetische Kulturpolitik dagegen ist total gescheitert - trotz massenhafter Übersetzungen von russischen Schriftstellern, ständiger Festspiele und verordneter Spielpläne in den Theatern, selbst in den Provinztheatern.

Es gibt nach 35 Jahren in Osteuropa nicht die Spur einer Faszination durch den Geist des sowjetischen Großreiches, so wie einst der russische Geist von Tolstoi bis Dostojewski hundert Jahre lang Westeuropa gefangengehalten hat. Während man also nur den völligen geistigen Zusammenbruch dieses Regimes konstatieren kann, hat die westliche Zivilisation, die unsere Intellektuellen unablässig kritisieren, auf Osteuropa eine Ausstrahlung, die heute noch größer ist als in den 20er Jahren.

Wenn ich nun an die europäischen Kulturinstitute denke, dann bin ich immer wieder erstaunt, daß der Westen von seiner Faszinationskraft so wenig Gebrauch macht. Natürlich gibt es mitunter eine amerikanische Kunstausstellung; ein französisches Orchester reist nach Budapest oder Prag, und die Hamburgische Staatsoper gastiert in Moskau. Aber wäre es nicht sinnvoll, die unvergleichliche geistige Ausstrahlungskraft der westlichen Zivilisation durch Ausstellungen, Kongresse, Tagungen stärker zur Geltung zu bringen und westliche Malerei, neue Architektur in Europa und vieles andere mehr gemeinsam von allen Europäern zu präsentieren, statt daß die verschiedenen Kulturinstitute isoliert gegeneinander operieren?

Die von Westeuropa ausgehende Faszination gilt übrigens nicht nur für Osteuropa, man kann sie auch in Damaskus, in Bagdad und anderswo feststellen. Die Welt ist nach wie vor beeindruckt von dem, was in Westeuropa gemacht wird, und teilt in keiner Weise jene Selbstkritik, die der Westen über sein eigenes kulturelles Schaffen bis zur Selbstzerfleischung übt.

Höfer

Der Ost-West-Kulturverkehr, Herr Siedler, hat auch seine Schlagseite, indem vieles, was von drüben kommt, einschließlich Ostberlin, irgendwie das Flair des Exotischen und der Konterbande hat. Die Bewertung solcher Kulturleistungen von drüben ist also leicht verzerrt. Wenn jemand bei uns ein Stück

aus Warschau oder Prag sieht, wird er kaum geneigt sein, es nicht gut zu finden, selbst wenn objektive Kriterien das empfehlen möchten. Da werden eben die besondere Situation, in der es geschrieben ist, und die besondere Schiene, auf der es zu uns gekommen ist, mitberücksichtigt. Dadurch erhält es sofort einen anderen "Stellenwert".

von Bismarck

Ich stimme Herrn Siedler und anderen zu, wenn sie herausstellten, daß es in den von europäischer Kultur geprägten Ländern Osteuropas wie Polen, Ungarn, der Tschechoslowakei unverändert eine wache Aufnahmebereitschaft für die westliche Kultur gibt. In den letzten fünf Jahren haben große Kulturwochen der Bundesrepublik in Warschau, Prag, Budapest, Sofia, Laibach und Bukarest stattgefunden. Das Interesse war ungeheuer groß, und zwar nicht nur der Fachleute, sondern auch eines breiteren Publikums, obgleich der kommunistische Apparat mit mehr oder weniger Rigorosität und Erfolg in fast allen diesen Ländern bemüht war, diese westliche, liberale Infektion von einem breiteren Publikum fernzuhalten. Es war in einigen Fällen unglaublich mühsam, mit der politisch mißtrauischen Staatsbürokratie in der Vorbereitung dieser Kulturwochen auf einen Nenner zu kommen. Doch was dabei herausgekommen ist, hat sich gelohnt.

Was mich bedenklich stimmt, sind Andeutungen, Gerüchte, die zur Zeit im Bonner Parlament, auch im Auswärtigen Amt, umgehen: Diese Art "Ostpolitik" passe jetzt nicht mehr in die Landschaft. Wenn man nach den Gründen fragt, dann kommen immer wieder die Stichworte: Afghanistan, Polen und, erstaunlicherweise, Reagan Administration. Ich meine, einem solchen Trend der Resignation, der sich in den letzten Monaten in unserem Land verdichtet hat, dürfen wir nicht nachgeben. Es muß die politische Aufgabe der Kultur in solchen Phasen der Angst und Erstarrung sein, antizyklisch zu wirken.

Bondy

Zu Wolf Tobst Siedler möchte ich ergänzen, daß die Osteuropäer unsere Kultur sicher mit mehr Faszination aufnehmen, als wir selbst es tun. Sie haben aber im Vergleich mit uns auch weniger Möglichkeiten, ihre Freizeit zu verbringen und in den Konsum auszuweichen. Gäbe es dort Konsumgesellschaften wie bei uns, so würden vermutlich das Interesse für Kultur, die Bestsellerzahlen in der Lyrik sich verringern. Insofern ist Kultur Nutznießerin einer Notlage.

Die osteuropäischen Künste und Künstler gehören zu unserer europäischen Welt und zu unserem Horizont wie übrigens auch die amerikanischen. Was wäre unsere heutige Kultur ohne die Polen wie Milozs, Kolakowski, Wajda, ohne die Russen wie Sinjowski, Woinowitsch, ohne die Tschechen wie Kundera, Milos Fohrmann, um nur diese wenigen Namen zu nennen.

Es gibt einen Austausch, einen Dialog über alle politischen und ideologischen Grenzen hinweg. Dieser Dialog hat sich in den letzten 20 Jahren erheblich verstärkt. Wenn etwas die Entspannung vom Kalten Krieg unterscheidet - ich denke manchmal, viel ist es nicht;- , so ist es gerade dieser Kulturdialog mit jenen geistig Schaffenden aus Osteuropa, einschließlich Teilen der Sowjetunion. Wir können sie aus unserer gemeinsamen kulturellen Welt so wenig wegdenken wie Kandinsky oder Malewitsch.

Freiherr von Wechmar

Wenn wir die Ausstrahlungskraft Westeuropas auf Osteuropa hervorheben, so sollten wir auch die Wirkung der Europäischen Gemeinschaft auf die Dritte Welt nicht vergessen. Ich denke etwa daran, wie die Europäische Gemeinschaft in den Vereinten Nationen bewundert, respektiert und gefürchtet wird. Sie weckt Begehrlichkeiten aufgrund ihrer vermuteten ökonomischen Stärke. Sie ist aber auch Vorbild. Ohne den Anstoß aus Europa dürfte der Zusammenschluß der ASEAN-Staaten oder der neugeschaffene Rat der Golfstaaten kaum möglich gewesen sein.

In den Vereinten Nationen gibt es seit Jahren Ansätze für eine gemeinsame europäische Außen- und Sicherheitspolitik. Das ist ein mühseliges Geschäft mit vielen Rückschlägen; aber die gemeinsamen europäischen Positionen werden schließlich präsentiert und eben nicht nur im ökonomischen Bereich.

Mit anderen Worten: Westeuropa sieht aus dem Blickwinkel der übrigen Welt anders aus, als wir uns selbst mit all unseren Querelen wahrnehmen. Wenn die Europäische Gemeinschaft erst um Spanien und Portugal erweitert worden ist und damit ihre Südflanke stärkt, wird die politische, ökonomische und auch kulturelle Ausstrahlung dieses Zusammenschlusses auf Lateinamerika noch erheblich größer sein, als sie es heute schon ist.

Altmann

Die Schwierigkeit der europäischen Einigung, über die Herr Thorn gesprochen hat, liegt in der Schwäche der europäischen Staaten, die immer noch ihre Eigenstaatlichkeit verteidigen, wie brüchig diese auch geworden ist. Die Staaten können aber ihre Reststaatlichkeit schwer aufgeben, wenn sie nicht die Garantie einer neuen politischen Einheit als Ersatz dafür finden.

Entsprechend steht es um die Integration der Massengesellschaft in die Form einer übergreifenden politischen Einheit. Noch immer ist die Nation die Basis unserer politischen Einheit, so geschwächt ihre Idee sein mag. Das wichtigste Residuum des Staates ist heute der Sozialstaat. Gerade er ist aber am wenigsten integrationsfähig im europäischen Sinne; eher lassen sich Verteidigung und Wissenschaft integrieren als der Sozialbereich. Auch der geschwächte Kulturstaat verzichtet nur ungern auf die letzten Reste der Eigenstaatlichkeit.

Angesichts dieser Situation bin ich der Meinung, daß Europa nur auf Kosten seiner Geschichte eine eigene Existenz begründen kann. Europa muß Abschied nehmen von seiner Geschichte. Nur dann hat die europäische Einigung eine Chance.

Herr Siedler sprach von der Faszination, die Westeuropa heute insbesondere auf Osteuropa ausübt. Ich würde weitergehen und sagen, daß Europa seine Ideen und Probleme auf die ganze Welt überträgt. Im Grunde ist es die Aufgabe Europas, den Kulturkonflikt dieser sich wandelnden Welt auszuleben und mit neuen Ideen zu überwinden. Das ist eine europäische Mission, die die europäische Literatur und Philosophie nicht erst seit den sechziger Jahren beherrscht.

Dazu gehört auch die Idee des Menschen: der Mensch als Maß aller Dinge, heute ein großes Konfliktthema bei uns. Diese Idee gilt es neu zu fassen und darum zu ringen. Das bedeutet, Europa muß heute einen geistigen Beitrag zu seiner eigenen Erneuerung und zur Erneuerung der Industriegesellschaft leisten. Aber auch dies kann nicht auf der vorausgesetzten Basis der politischen Einheit Europas geschehen.

Deshalb würde ich unser Thema konkreter fassen und fragen: Welches sind die europäischen Ideen, die Europas Existenz heute ausmachen? Das kann nicht die Idee eines sich gegen die übrige Welt abgrenzenden Europas sein, das um seine Identität, auch um seine geschichtliche Identität, ringt. Die entscheidende Frage ist: Findet Europa den Mut, neue Ideen zu formulieren und auszuleben, die die ganze Welt angehen, also in diesem Sinne nicht spezifisch europäisch sind? Auf diese Weise könnte Europa wieder jene Weltgeltung erlangen, die es früher gehabt hat. Es geht darum, angesichts des großen Kulturkonflikts, dem die Industriegesellschaft heute unterliegt, ein neues Thema zu finden, statt weiter den alten Zwangsvorstellungen verhaftet zu bleiben.

Viele Chinesen, Japaner, Afrikaner, Lateinamerikaner und auch Nordamerikaner sind in ihrem Denken Europäer, von uns befruchtet, und sie üben nun ihrerseits einen Einfluß auf Europa aus, geben also gewissermaßen das zurück, was sie empfangen haben. Ich frage mich indes: Wie wollen wir über die europäischen Bürokratien, über die Ministerräte und derartige Gremien zu einem geistig einheitlichen Europa kommen?

Dahrendorf

Sie verwenden das Wort "Europa" recht unbefangen, Herr Altmann. Was verstehen Sie eigentlich darunter?

Altmann

Als de Gaulle damals der europäischen Integration eine Absage erteilte, erfand er das Wort von der europäischen Identität als eine Art Alibi für seine nationalistische Politik. Das Wort Identität ist eine der Metaphern, die uns vorgaukeln, wir hätten es mit einem Begriff zu tun. Dabei handelt es sich nur um ein ungelöstes Problem.

Aufgrund seiner sozialen und wirtschaftlichen Kultur kann Europa der Welt Lösungsmöglichkeiten zeigen. Wir Europäer haben so eine merkwürdige Art, uns mit unserem Selbstverständnis herumzuquälen. Was Europa ist, weiß die übrige Welt ganz genau: das Residuum seiner Geschichte. Der Begriff der Identität darf nicht den des geschichtlichen Wandels überdecken.

Dahrendorf

Ich kann mir nicht vorstellen, daß man beispielsweise im Englischen das Wort "europäisch" oder "Europa" so unbefangen verwenden kann, wie das hier der Fall ist. Tom Stoppard ist ein britischer Dichter tschechischer Herkunft. Aber er ist ein britischer Dramatiker, der sich nicht als Europäer empfindet.

Mayer

Denken Sie an Elias Canetti: Er ist in Bulgarien geboren, englischer Staatsangehöriger und schreibt in deutscher Sprache.

Unsere Diskussion scheint sich logisch auf die Frage hinzuentwickeln: Was spricht eigentlich gegen die europäische Integration? Dennoch: Der Begriff Integration, auch der europäischen Integration, ist ein fragwürdiges Gebilde. Ich habe seinerzeit meine Doktorarbeit gegen den von Rudolf Smend eingeführten Begriff geschrieben, der den Staat als Integrationsinstanz bezeichnete und die These vertrat, der Staat sei das, was Renan ein *plébiscite de tous les jours* genannt hat. Jeden Tag müsse Staat und Nation durch die Integration der Staatsbürger erneuert werden. Man sollte vorsichtig mit dem Integrationsbegriff umgehen; für die juristisch-staatlichen Institutionen mag er geeignet sein, kulturell ist er nicht zu gebrauchen.

Dann das Problem einer europäischen kulturellen Identität. Identität ist auch so ein Modewort, das aus der amerikanischen Sozialpsychologie von Erik H. Erikson stammt. Die "Identitätskrise" grassiert mittlerweile überall. Diese Fragwürdigkeit der Begriffe gilt in gewisser Hinsicht auch für das Wort Kultur, die wir anscheinend immer mit Hochkultur, mit einer etablierten Kultur, gleichsetzen.

Als mir gestern in der Ausstellung ein junger Fernsehinterviewer die Frage stellte: Was verstehen Sie hier eigentlich unter Kultur?, wurde mir plötzlich bewußt, in welchem Maße das, was in der Ausstellung gezeigt wird, das Werk von Leuten ist, die von ihren Zeitgenossen als Spinner, Neinsager, Nestbeschmutzer bezeichnet wurden. Das heißt, eine Gegenkultur ist zum nationalen Besitz geworden. Richard Wagner ist dafür der eklatanteste Fall. Gerade er, der in Deutschland der Inbegriff einer Gegenkultur, einer Negation aller bisherigen Kulturformen gewesen ist, wird zum nationalen Besitz und nun wiederum dazu benutzt, jene neuen Neinsager, die Expressionisten, die sogenannte entartete Kunst totzuschlagen. Das läßt sich mit zahlreichen Dokumenten aus dem Kaiserreich deutlich zeigen.

Herr Siedler hat mit Recht darauf hingewiesen, wie sehr sich Außenansicht und Innenansicht der in Frage stehenden Probleme unterscheiden. Von außen übt dieses Europa immer noch eine gewisse Faszination aus. Aber das hat auch einen deprimierenden Aspekt. Europa kommt gleichsam in die Situation, in der sich die Griechen im Römischen Weltreich befanden. Man reiste nach Griechenland, um eine große tradierte Kultur zu sehen, die aber nicht mehr sehr lebendig ist. Das Beste davon übernimmt man. Mir ist immer etwas unbehaglich, wenn ich japanische und amerikanische Touristen auf ihrer *tour d' Europe* sehe, wie sie alles betrachten, konsumieren, stellenweise auch übernehmen und weiterentwickeln, wobei sie stillschweigend davon ausgehen: Große Bedeutung kann das alles für uns nicht mehr haben. Denn die Europäer produzieren ja nichts Eigenes mehr.

Was die Innenansicht angeht, Herr Siedler, so kann ich Ihnen nicht ganz zustimmen, wenn Sie von geistiger Öde und Erschlaffung sprechen, die allenthalben das europäische Selbstverständnis ausmachen, insbesondere im Hinblick auf die moderne Literatur. In dieser Literatur überwiegen die Divergenzen bei weitem die Gemeinsamkeiten, auch heute noch, und von einem europäischen Selbstverständnis kann keine Rede sein.

Walter Scheels gestrige Einführung in die Ausstellung erinnerte mich in vielem an eine Rede, die er 1977 bei der Eröffnung des Germanischen Nationalmuseums gehalten hat. Sie sagten damals, jene, die das Germanische Nationalmuseum um 1850 schufen, haben eine progressive, neue Idee verwirklicht. Sie wollten anstelle der Regionalkulturen etwas Gemeinsames setzen, wobei sie Deutschland, die deutsche Nation im Blick hatten. Die 48er haben auch den Ausdruck "Nationalliteratur" ganz bewußt progressiv verstanden und polemisch gebraucht. Gervinus, einer der Göttinger Sieben, nannte seine erste Deutsche Literaturgeschichte: "Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen." Das war vor dem Scheitern der Revolution von 1848/49. Als Gervinus das Buch nach 1870 neu herausgab, war nicht mehr von "Nationalliteratur", sondern nur noch von "deutscher Literatur" die Rede: Ein polemischer Begriff war plötzlich fragwürdig geworden.

Herr Scheel sagte dann in Nürnberg: Heute sind wir in eben der Situation wie die Leute damals. Ein europäischer Gedanke muß an die Stelle des seinerzeit progressiven nationalen treten. Es ist vielleicht nicht uninteressant, daß mich anschließend der bayerische Ministerpräsident Goppel beiseite nahm und meinte, das sei völlig falsch: die Realität sei Bayern, nicht Deutschland und erst recht nicht Europa. Das sei reiner Liberalismus des 19. Jahrhunderts, was Herr Scheel da vorgetragen habe.

Nun ist ja in Deutschland nach 1850 bis zum Beginn des Kaiserreiches 1870 an die Stelle einer Nationalliteratur gerade die Regionalliteratur getreten. Die großen Schriftsteller deutscher Sprache schreiben nach 1948 nicht mehr National-, sondern Regionalliteratur: Theodor Storm, Gottfried Keller, Theodor Fontane, Klaus Groth und die großen regionalen Dichter, auch die Dialektdichter. Gerade der

Liberalismus des 19. Jahrhunderts hat die Besonderheit des Regionalen, des Einzigartigen immer wieder zu Recht betont. Der Vorwurf von Herrn Goppel könnte also auch ein Kompliment enthalten.

Heute erleben wir etwas Ähnliches, nämlich eine Rückbesinnung auf das Besondere, auf das Regionale, aber auch auf das Private, auf das Enge, Vaterstädtische und Landschaftliche. Helmut Schmidt hat völlig zu Recht die mangelnde Transparenz der Industriegesellschaft angesprochen und das Empfinden der Menschen, die Nähe und Durchschaubarkeit suchen, hervorgehoben. Unter diesem Aspekt enthält die europäische Integration auch ein unheimliches Element: Alles wird immer noch größer und undurchschaubarer.

In dieser Hinsicht ist letztlich auch ein Grundprinzip des Historischen Materialismus von der Geschichte widerlegt worden: nämlich die Annahme, ein neues gesellschaftliches Sein müsse notwendig ein neues Bewußtsein hervorbringen. Das ist nicht der Fall, wie sich in den Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten erfreulicherweise zeigt. Die DDR hat kein eigenes DDR-Bewußtsein, am wenigsten auf kulturellem Gebiet, entwickeln können. Aber auch auf der europäischen Ebene ist das nicht gelungen.

Die Undurchschaubarkeit führt politisch zu den bekannten Separations- und Separatistenbewegungen - teilweise in terroristischer Form. In der deutschen Literatur beispielsweise erleben wir die Gegenbewegung in der Form, daß immer mehr jüngere Autoren Dialektgedichte schreiben, fränkische, schwäbische, rheinische oder plattdeutsche Gedichte. Sie arbeiten aus dem Geist ihrer Landschaft, ihrer Region, aus dem, was sie kennen und durchschauen. Die französische, die italienische, die angelsächsische, die deutsche Literatur sind heute in ihrer Substanz so weit voneinander entfernt wie eh und je. Die Schriftsteller sind in dem, was sie schreiben, einander nicht sehr nahe. Auch die Beziehungen der Sprachen zueinander sind nicht enger geworden. Und ich bezweifele, ob das mit vermehrten Übersetzungen besser werden würde.

Es gibt allerdings auch eine andere Seite, die mit europäischer Solidarität etwas zu tun hat. Den Schriftstellern nämlich ist ihr kritisches Verhältnis zur Welt gemeinsam. Wir haben in den letzten Tagen die Gemeinsamkeit europäischer und amerikanischer Schriftsteller in der Verteidigung von Vaclav Havel erlebt. Das ist auch eine Realität. Wir dürfen nur nicht meinen, diese gemeinsamen Aktionen von Schriftstellern seien Ausdruck einer Gemeinsamkeit auch unserer Literaturen.

Bondy

Was mir an der hiesigen Ausstellung besonders deutlich wird, ist die Gegenläufigkeit, aber auch wieder die Komplementarität von politischer und ästhetischer Kultur. Die Schöpfer des Gesamtkunstwerks mögen Spinner, Exzentriker, Träumer sein; aber zwischen dem totalen Kunstwerk im Ästhetischen und dem totalen oder totalitären Staat im Politischen gibt es zugleich peinliche Verbindungslinien, was auch in dieser Ausstellung nicht zu übersehen ist. Deshalb muß es ein Grundsatz sein: Politik darf nicht ästhetisiert und Ästhetik nicht politisiert werden.

Scheel

Es ist das Charakteristikum der europäischen Kultur, daß sie historisch bedingt eine Kultur der Vielfalt ist. Niemand will das Denken der Europäer auf einheitliche Begriffe festlegen und ein kulturelles Einheitsgericht zubereiten. Aber aufgrund der Sprach- und Bildungsbarrieren wissen wir viel zu wenig von den einzelnen europäischen Kulturen. Hier ist der Staat gefordert; denn nur er setzt die Rahmenbedingungen für die Bildung.

Meine Befürchtung ist, daß die Europäer auf einem ganz primitiven Zivilisationslevel zusammenwachsen. Was wir in Europa voneinander erfahren, ist Tourismuskultur, die in Italien mit Dampfkartoffeln ihren Höhepunkt findet. Es ist der Massentourismus, der allmählich ganz Europa durchdringt, und nicht jene Hochkultur, die Herr Mayer erwähnte. Hier meine ich, wird zu wenig getan, um das Niveau zu heben.

Höfer

Sie sprechen ein wenig herablassend von der Tourismuskultur. Dem möchte ich entgegenhalten, daß es ein ungeheurer kultureller Fortschritt ist, wenn Touristen oder auch die Gastarbeiter Kultur vermitteln, ohne daß jemand sie dazu anhält. Es gibt in Paris ein florierendes deutsches Restaurant, und ich würde nicht bestreiten, daß sich dort auch Kulturaustausch vollzieht.

Fohrbeck

Es sind doch sehr unterschiedliche Interessen, mit denen wir bisher an den Kulturbegriff herangegangen sind. Ich bin in meiner Arbeit eher von einem "kultur-innenpolitischen" Denken - auch im gesamteuropäischen Maßstab - ausgegangen, während hier vorwiegend außenpolitische Interessen an den Kulturbereich herangetragen wurden.

Um die verschiedenen Ebenen nochmals klarzumachen: Herr Siedler sprach vom berühmten europäischen oder auch spezifisch deutschen Hang zur Selbstkritik, dem man gerade im Ausland immer wieder begegnete. Es ist sicher richtig, daß man im Osten von Westeuropa fasziniert ist. Dort braucht man aber unsere Kultur in ganz anderen Funktionen und Dimensionen, nämlich als eine Art übernationale Kommunikation, so wie sich einige während unserer eigenen totalitären Vergangenheit an einer freien, gemeinsamen Gedankenwelt und Sprache orientiert haben. Diese Rolle der Kultur ist für uns selbst heute aber nicht mehr so (oder noch nicht wieder) interessant.

Die Dritte Welt braucht die europäische Kultur vielleicht in der Funktion, in der wir in den fünfziger Jahren die amerikanische Kultur gebraucht haben. Indonesische Intellektuelle nutzen im Augenblick vor allem den Existentialismus, zum Beispiel Sartre, nutzen die ganze Kulturgeschichte des Individualismus. Dies ist eine wichtige Voraussetzung für den Aufbau eines Demokratie- und Wirtschaftssystems, das aus Europa in angepaßter Form transferiert wird. Insofern könnten hier die Standards unserer alten Geisteshelden sogar mit Wirtschafts- und Außenpolitik verkoppelt werden. Aber wir sollten das nicht mit unserem Eigeninteresse an europäischer und nationaler Kulturpolitik und ganz allgemein mit dem Bedarf nach eigenständiger kultureller Weiterentwicklung verwechseln.

Auf europäischer Ebene sind wiederum eine Reihe vorwiegend außenpolitischer Interessen angesprochen worden. Das eine betrifft die EG. Gaston Thorn hat es so deutlich nicht gesagt, aber nachdem es schon seit längerem den Europarat -und regionalistische europäische Kooperationsebenen gibt, hat nun auch die EG ein spezielles Interesse daran, die Kultur als Legitimationshilfe in ihren Ansatz mit einzubeziehen, zumal die wirtschaftliche und politische Kooperation teilweise mißlungen ist. Aber diese Entwicklung befindet sich erst im Anfangsstadium. Denn dort, wo es im Rahmen der Europäischen Gemeinschaft interessant wäre, nämlich in der Auseinandersetzung zwischen weltweit konzentriertem Medienmarkt und ebenfalls zunehmend konzentrierter Kulturindustrie auf europäischer Ebene gegenüber dem Streben nach kultureller Vielfalt auf regionaler bis nationaler Ebene, tatsächlich aktiv zugunsten einer gleichzeitig vielfältigen wie verbindlichen Kultur einzugreifen, kann sich ja zur Zeit nicht viel ereignen, weil es weder eine klare Konzeption noch überhaupt die Zuständigkeit der EG für diesen Bereich gibt (und nach Meinung zum Beispiel der meisten deutschen Kulturpolitiker auch gar nicht geben soll).

Außenpolitisch besteht ein Zwang zum europäischen Konzert, der zunächst mit Kultur scheinbar direkt nichts zu tun hat, sondern mit weltpolitischen Blockbildungen. Es ist sicher wichtig, daß wir gegenüber anderen Blocksystemen Unterscheidungsmerkmale zurückgewinnen, die uns auch im Konkurrenzkampf der "technischen Kulturen" mit Hilfe eigenständiger Qualitäten (gegenüber "Weltstandards") wieder unterscheidbar machen und uns eine andere Verantwortungsposition im Weltdialog zubilligen. Damit könnte für Europa eine neuerliche Verbindung von Wirtschaft und Kultur im Sinne geschichtlicher Maßstäbe wieder an Bedeutung gewinnen.

Der innenpolitische Bereich geht damit nicht direkt konform und wird durch unsere Außenpolitik kaum transportiert, zumindest nicht aus dem Blickwinkel verschiedener Gruppierungen im Inland. Vor diesem Hintergrund habe ich den Eindruck, daß sich die Kulturszene in den letzten Jahren erheblich politisiert hat. Bis zur vielleicht schon apokalyptischen Jahrtausendwende - nur noch knapp 17 Jahre! - werden wir verstärkt mit den vielfältigsten, nicht spezifisch künstlerischen Kulturerwartungen und Kulturinteressen zu tun haben.

Offenbar sind ja die Politiker davon überrascht worden, daß in Europa die Nationen gleichsam "zerfallen", wie es so schön heißt. Es gibt überall Bewegungen zugunsten kleinerer Einheiten oder für föderalistische Staatsformen. Als zum Beispiel Belgien in drei Teile zerfiel, zeigte sich eine Verbindung zwischen Politik und Kultur, mit der man nicht mehr gerechnet hatte, zumal dies alles scheinbar ganz plötzlich geschah.

Daß Sprache, Religion, Kultur im weiteren Sinn Basis für staatlichpolitische Konglomerate ist, war uns gar nicht mehr so gegenwärtig. In Spanien gibt es eine ähnliche Entwicklung und nach Titos Tod auch in Jugoslawien. Selbst in England träumt man die Utopie eines föderalistischen Staates.

Das sind alles Entwicklungen, die auf die gesamteuropäische Politik nicht ohne Einfluß bleiben. Der Regionalismus ist eine Attacke nicht nur gegen eurokratischen Zentralismus, sondern auch gegen den Nationalismus und wird zum Beispiel vom Europarat kräftig gefördert. Darin drückt sich durchaus ein (unausgesprochener) Interessenkonflikt mit der EG aus. Darüber hinaus sehen wir auf niedrigerer

Ebene, an der berühmten "Basis", den Aufbau kleiner Gruppen, die sich darum bemühen, größere Verbindlichkeit von Kultur zu schaffen. Das heißt in diesem Fall: weg vom Pluralismus, der aus dem Konsum und Medienangebot stammt, und hin zum Aufbau kleiner kultureller Öffentlichkeiten mit politischer Verbindlichkeit. Das ist auch die Basis für lokale politische Öffentlichkeit, die die Politiker ja inzwischen kennen- und teilweise fürchtengelernt haben.

Es mag politisch noch eine sehr unreife Bewegung sein, die vor allem in geschichtlicher Perspektive nicht wirklich konkurrenzfähig ist mit großen Parteien, aber sie produziert doch, ob organisiert oder nicht, machtpolitische Konflikte und stellt Ansprüche an die Integrationsfähigkeit selbst der großen Politik. Das sind politische Ansprüche, die man als Demokrat - solange ein Dogmatismus nicht Überhand nimmt eigentlich gut finden muß, die aber natürlich Probleme mit sich bringen. Dies vor allem, weil Kultur für die Politik hier nicht nur den Kleister oder das Schmiermittel bedeuten soll, sondern von ihr Integrationskraft erwartet wird. Dafür hat die Kunst einerseits stets Vorbilder geliefert, sich andererseits auch immer wieder gegen Vereinnahmungen und "Zensur" der Individualität zu wehren gesucht.

So paradox es zunächst scheint: Nach meiner Auffassung ist es nicht zufällig so, daß Führungskräfte der Wirtschaft in letzter Zeit so oft das Thema Wirtschaft und Kultur bei ihren Tagungen auf dem Tapet haben. Wir sind in Europa allmählich "exotischer" als die Dritte Welt, weil wir die Kulturelemente lausender von Gruppen, Sekten und Bewegungen in Gesellschaft und Wirtschaft mit hineinnehmen. Denn auch wirtschaftlich sind wir von der Vielzahl der Kulturkonflikte und Kulturelemente, von der Innovationsfähigkeit, die davon ausgeht, von der durch Verbindlichkeiten und Moden geschaffenen Nachfrage nach Gütern und Leistungen relativ abhängig geworden. Das gilt selbst für einen beachtlichen Teil des Arbeitsmarktes und für sozialpolitische Strukturen, die sich inzwischen auf eine Kulturwirtschaft im kleinen oder größeren Maßstab stützen. Es handelt sich zur Zeit immerhin um einen der wenigen Bereiche, in denen die Nachfrage nach Novitäten unvermindert anhält, was zum Beispiel dem Musikmarkt in Deutschland einen Umsatz von über 20 Milliarden D-Mark beschert.

Ein wichtiges Problem der 80er Jahre ist deshalb in meinen Augen: Bekommen wir die Kulturfrage auf zentraler politischer Ebene gestellt, als so eine Art geistiger Führung von oben? Dafür bin ich natürlich nicht so sehr zu haben.

Scheel

Das hängt von den Umständen ab.

Fohrbeck

Das mag sein. Die Alternative wäre jedenfalls: Dürfen wir eine Erarbeitung von Integrationsleistungen von unten erwarten, der dann die Politik von oben mit einer modellhaften Integration, sicherlich auf anderer Ebene, entspricht? Das wäre eine Leistung der politischen Kultur. Auf diese Weise könnte auch eine Verbindung zwischen Kunst und politischer Kultur stattfinden.

Ich will noch zwei Bemerkungen zum "Gesamtkunstwerk" machen: Für mich hat Kunst immer nur eine Stellvertreterfunktion für das, was auf allgemein politischer Ebene abläuft. Das Gesamtkunstwerk ist nicht allein interessant in dem, was die Künstler tun, sondern innerhalb der europäischen Geschichte ist im Künstler wie im Kunstwerk die Überhöhung von zwei Idealen verkörpert, die für uns auch gesellschafts- und wirtschaftspolitisch wichtig sind. Das eine ist die Geschichte des Ideals des Menschen als Gesamtkunstwerk: des autonomen, universalen Menschen, der im Künstler stellvertretend und unvollständig, aber immerhin als Utopie, wachgehalten wird. Das reicht bei der Umsetzung in Lebensformen von Goethes Idee des Dilettanten oder den wissenschaftlich-humanistischen Universalisten bis zu Beuys lange verlachtem Motto: "Jeder Mensch ein Künstler", steht also durchaus in der Tradition der Utopie des selbstbestimmten und komplexen Individuums.

Auf der anderen Seite steht die Geschichte des schöpferischen Werkbegriffes, der mit unserer Arbeitsgeschichte eminent zu tun hat. Denn es gibt nicht nur den spezialisierten Arbeitsbegriff, der vom Meister und den Zünften herkommt, sondern auch die für die Wirtschaftsgeschichte wichtige Dimension der Fähigkeit zur innovativen, kreativen Arbeit. Sie wird in Zeiten des Strukturwandels immer mehr verlangt als in Zeiten des reinen Aufbaus und Wachstums. Gerade das Modell, das die Künstler in ihren "Gesamtkunstwerken" liefern, ist in einer solchen Tradition und Umsetzung zu sehen, selbst wenn das in der Ausstellung etwas zu kurz kommt, weil etwa ein Henri Dunant, der sich ein Rotes Kreuz vorstellte, eher mit seinen privatistischen Modellen gezeigt wird.

Aber auch ein Europarat stellt die - sicherlich noch verbesserungsfähige - Umsetzung eines solchen Modells dar, wie überhaupt die ganze Idee Vereinter Nationen, einer Europäischen Union und

ähnlicher Zusammenschlüsse letztlich vom künstlerischen Denken her in Politik verwandelte Modelle sind.

Wieviel davon und wieviel Besseres im innenpolitischen Bereich wieder geleistet werden kann und dann auf die Außenpolitik zurückwirkt, läßt sich zur Zeit schwer sagen. Es besteht aber ein Zwang zur Integration dieser verschiedenen Entwicklungsströme: wirtschaftliches Wachstum, technische Kultur, Sozialstaat. Die Dritte Welt zum Beispiel erwartet von uns, daß wir Integrationsmodelle anbieten können. Wir sollten europäische Kultur weniger (miß)verstehen und fördern im Sinne einer "Weltkultur", auch "global village" mit einheitlicher weltweiter Medien-Standardisierung für ein Menschenbild, das bestenfalls auf den Begriff des "cross cultural man" zu bringen ist - dergleichen können nur Technokraten und geldgierige Akademiker ernst nehmen. Wir sollten sie eher diskutieren unter dem Aspekt des Kulturkonfliktes, des Kulturkampfes. Es gibt nicht nur die Harmonie des Kulturdialogs, sondern wie gerade die letzten Jahre zeigten - durchaus Kulturkämpfe, die aber immer noch billiger sind als alle möglichen anderen Kämpfe - meistens auch kreativer.

Sombart

Der Begriff einer "europäischen" Kulturpolitik hat sich in den letzten Jahren in den europäischen Organisationen in einer Situation politischer Ohnmacht herausgebildet. Das erklärt ihren immensen Vorsprung vor dem traditionellen, an einem kulturellen Erbe orientierten, Staats- und machtbezogenen Begriff von Kulturpolitik, der weitgehend noch unsere Vorstellung davon, was "Kulturpolitik" sein soll, bestimmt: die Pflege dieses Erbes, das Produkt einer elitären Hochkultur. Dieser (alte) Begriff und die dazugehörige Politik ist wesentlich affirmativ und vergangenheitsbezogen.

Dagegen haben sich andere Vorstellungen durchgesetzt, die wesentlich zukunftsgerichtet sind und sich an den Werten orientieren, die die Kultur der Gesellschaft von morgen bestimmen werden oder sollten. Ein "gesellschaftspolitischer" approach also, dessen kulturelles Anliegen, als politische Praxis, sich dahingehend definieren läßt, Korrekturen an den offensichtlichen Mißständen und Fehlentwicklungen der modernen Industriegesellschaft vorzunehmen. Insofern ist sie "kritisch".

Auch eine solche Politik orientiert sich natürlich an der kulturellen Tradition Europas, an Werten allerdings, die nicht auf den ersten Blick in den Kompetenzbereich von "Kulturpolitik" fallen: die Ideale des okzidentalen Humanismus zum Beispiel, die Anerkennung der Menschenrechte, der Würde des Menschen, jedes Menschen, die Idee der Demokratie. Die Nivellierung als Folge des Massenkonsums, die Entmündigung des Individuums als Folge der Massenmedien, die Zerstörung menschenwürdiger Lebensbedingungen in den Städten als Folge planlosen, spekulativen Bauens, die Zerstörung der Landschaften und der Umwelt als Folge der Industrialisierung: Dagegen initiativ zu werden, ist die Aufgabe einer solchen gesamtgesellschaftlich ausgerichteten Kulturpolitik. Auch sie arbeitet notgedrungen mit einem gesellschaftlichen "Entwicklungs"-Modell. Aber es ist ein anderes als das in den Industriegesellschaften heute immer noch gültige "Wachstumsmoden", das im wesentlichen quantitativ bestimmt ist. Das kulturpolitische Entwicklungsmodell ist qualitativ bestimmt. Es geht dabei um die progressive Verbesserung der "Lebensqualität", wozu optimale Entfaltungsmöglichkeiten, Chancen der Selbstverwirklichung des einzelnen als mündigem Bürger gehören.

Wir haben es da mit so etwas wie einem "Paradigmawechsel" zu tun, der den Entwurf einer von kulturellen Werten bestimmten postindustriellen Gesellschaft ermöglicht, als Antwort auf ein an Symptomen herumkurierendes Krisenmanagement ohne Zukunftsvision. Die Brauchbarkeit eines solchen Konzeptes wird sich erweisen, wenn deutlich wird, daß nur von ihm her die großen ökonomischen Probleme, denen unsere Gesellschaften heute gegenüberstehen - Arbeitslosigkeit, Deckung des Energiebedarfes, Ernährung der steigenden Weltbevölkerung, Nutzung der Meeresressourcen und so weiter;- eine bessere, das heißt überhaupt eine "Lösung" finden können.

Es gibt Anzeichen dafür, daß dies so sein könnte: Neubesinnungen in Sachen Urbanismus und Verkehrsplanung, die wachsende Bedeutung des Regionalismus, Verweigerungshaltungen in der jungen Bevölkerung, neue Formen zwischenmenschlicher Beziehungen, in der Wirtschaft ein neuer Anspruch politischer Partizipation. "Kulturpolitik" in diesem weitesten, anspruchsvollen Sinne versteht sich nicht mehr als marginaler Luxus innerhalb eines politischen Systems, das kulturfremd bis kulturfeindlich ist, sondern als Speerspitze eines neuen politischen Denkens überhaupt. Als Alternative zur Katastrophe.

Nur in dieser Perspektive hat auch der Begriff der "kulturellen Identität" einen Sinn. Denn Identität als Diversität, als Anspruch kultureller Eigenständigkeit und damit eigener Entwicklungs- und Verwirklichungschancen bildet, auf jeder Ebene - lokal, regional, staatlich, weltweit;- das notwendige Korrektiv gegen Tendenzen der Uniformisierung und Vermassung, der Vereinheitlichung und

Nivellierung, kurz: gegen die Schreckensvision einer standardisierten, universellen Einheitskultur, die dann eben eine "Kultur" nicht mehr ist.

Derartige Vorstellungen haben im vergangenen Jahr auf der Weltkulturministerkonferenz in Mexiko eine entscheidende Rolle gespielt. Sie sind aufs engste mit den in den europäischen Organisationen entwickelten kulturpolitischen Vorstellungen verbunden. Es sind die einzig kreativen Gegenvorstellungen, die bisher entwickelt worden sind, um den sogenannten Sachzwängen und Automatismen entgegenzutreten, die die Industriegesellschaften in den Abgrund treiben.

Dahrendorf

Für wen hat Jack Lang in Mexiko eigentlich gesprochen, wenn man einmal die Versuche der kulturellen Abgrenzung betrachtet, die im Grunde verkappte Außenpolitik sind?

Sombart

Lang hat für die "politische Klasse", wie ich es nennen würde, gesprochen. In Mexiko hatte sich ja eine besondere Untergruppe der politischen Klasse getroffen, nämlich die für Kulturpolitik verantwortlichen Minister, hohen Beamten und Parlamentarier. In diese Richtung ging sein Appell. Natürlich liegt die Entwicklung zunächst in der Hand einer Schicht von Männern - leider zu wenigen Frauen;- , die sich als politisch Verantwortliche professionell damit befassen. Es kommt doch entscheidend darauf an, daß sich gerade in diesen Köpfen das Bewußtsein entsprechend verändert, damit solche Forderungen und das Durchdenken neuer Möglichkeiten überhaupt in die politische Entscheidungsbildung mit einbezogen werden.

Dahrendorf

Wo sehen Sie bei all dem die Rolle der Organisationen?

Sombart

Diese Frage müßte ich an Herrn Schmidt stellen. Er sagt, sowenig Kulturpolitik und sowenig Bürokratie wie möglich. Das ist klassischer Liberalismus des 19. Jahrhunderts. Das reicht nicht.

Schmidt

Es wird nicht deshalb falsch, weil Sie es mit einem historischen Etikett bekleben.

Sombart

Wer soll denn die Umsetzung solcher "Bewußtseinsveränderungen" leisten, die zuerst von Intellektuellen, von "Outsidern" ausgehen, dann in Anti-Bewegungen, wie den Alternativen, den Bürgerinitiativen, den Umweltschützern, den Friedensmarschierern und so weiter manifest werden? Wo vollzieht sich die Umsetzung solcher Anstöße in staatliches Handeln, in Normen, in Gesetze, in die Verteilung des Bruttosozialproduktes? In den Parteien? Ich meine, wir kommen da um die Bürokratien nicht herum. Innerstaatlich, gut deutsch heißt das "Verwaltung"; aber auf europäischer, regionaler Ebene ist das die Rolle von "Organisationen" wie dem Europarat. Sie werden zur Avantgarde eines neuen Denkens, das auf die politische Klasse der Mitgliedstaaten zurückwirkt.

Weber

Herr Thorn hat von der Notwendigkeit gesprochen, Europa neben der wirtschaftlichen, sozialen, der politischen und sicherheitspolitischen Dimension auch eine kulturelle Dimension zu geben. Und die Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, ist, welchen Stellenwert die Kultur hat.

Wir befinden uns inmitten eines tiefgreifenden gesellschaftlichen Umwandlungsprozesses, der mit dem Vokabular der Nationalökonomie nur sehr unvollkommen zu erfassen ist. Die Krise, in der wir leben, ist auch eine Krise der Brauchbarkeit eines Denkmodells, das rein ökonomisch ist. Was wir brauchen, ist ein neues Bezugssystem, das auf kulturellen Werten beruht.

Herr Sombart erwähnte eben die Kulturministerkonferenz in Mexiko. Es ist vielleicht nicht uninteressant, daran zu erinnern, welche Definitionen der Kultur in Mexiko gegeben wurden. Es waren im wesentlichen zwei.

Erstens: Kultur im weitesten Sinne muß aufgefaßt werden als "die Gesamtheit der einzigartigen geistigen, materiellen, intellektuellen und emotionalen Aspekte, (...) die eine Gesellschaft oder eine

soziale Gruppe kennzeichnen. Dies schließt nicht nur Kunst und Literatur ein, sondern auch Lebensformen, die Grundrechte des Menschen, Wertsysteme, Traditionen und Glaubensrichtungen."

Zweitens: Die Minister waren sich einig, "daß der Mensch durch die Kultur befähigt wird, über sich selbst nachzudenken. Erst durch die Kultur werden wir zu menschlichen, rational handelnden Wesen, die über ein kritisches Urteilsvermögen und ein Gefühl der moralischen Verpflichtung verfügen. Erst durch die Kultur erkennen wir Werte und treffen die Wahl. Erst durch die Kultur drückt sich der Mensch aus, wird sich seiner selbst bewußt, erkennt seine Unvollkommenheit, stellt seine eigenen Errungenschaften in Frage, sucht unermüdlich nach neuen Sinngehalten und schafft Werke, durch die er seine Begrenztheit überschreitet."

Wenn wir über Kulturpolitik in Europa sprechen, dann sollten wir uns diese globale Auffassung von Kultur zu eigen machen. Wir müssen die Kultur wieder in den Mittelpunkt rücken und von dem rein ökonomisch orientierten Wachstumsmodell abgehen. Statt dessen sollten wir versuchen, ein Modell auszuarbeiten, das auf kulturellen Werten aufbaut, das der Entwicklung unserer Gesellschaft kulturelle Zielsetzungen gibt. Ein solches Modell gibt es heute noch nicht. Aber es bestehen Ansätze innerhalb der Friedensbewegung, der Frauenbewegung, der Umweltschützer sowie in vielen Bürgerinitiativen.

Dort wird versucht, die "postmaterialistischen Werte" (Daniel Bell) nicht nur intellektuell zu artikulieren, sondern sie zu leben. Der Veränderungsprozeß wird zum Lernprozeß. Unsere Chancen liegen heute nicht in der Kontinuität des stets schon Vorhandenen und Erprobten, sondern eher in dem konträr dazu Möglichen. Die Erhaltung gewachsener Lebenswelten und die Erarbeitung von Qualifikationen gegen die Alltagszwänge müssen im Mittelpunkt stehen. Wir sollten uns bemühen, aus diesen vielen mosaikhafte Experimenten ein neues Modell zu entwickeln, das nicht nur auf den idealistischen Überbau zielt, sondern in der realen Lebenswelt entsprechend den konkreten Bedürfnissen der Menschen in Europa seinen Ausdruck findet.

Zum Begriff Kulturpolitik nur eine Anmerkung. Im französischen Sprachraum spricht man heute nicht mehr von "politique culturelle", sondern eher von "politique de développement culturel", also von Kulturentwicklungspolitik. Dieser Terminus drückt klarer aus, was gemeint ist. In der Kulturentwicklungspolitik geht es nicht darum, Kulturinhalte zu bestimmen, sondern Möglichkeiten und Freiräume zu schaffen, innerhalb derer Wissenschaftler, Künstler, Kulturschaffende im weitesten Sinne ihre Aktivitäten entwickeln können. Bei "Europäischer Kulturpolitik" geht es also im besten Sinne um die Durchschaubarkeit der Prozesse, um direkte Zusammenarbeit und um Schaffung von Austauschmöglichkeiten.

Höfer

Um auf das zurückzukommen, was der französische Kulturminister Jack Lang in Mexiko angerichtet hat, wo er die Gefahr beschwor, daß Europa zu einer Kulturkolonie der Amerikaner werden könne durch das verführerische Medium Fernsehen. Das mag übertrieben sein - er hat es ja auch später wieder eingeschränkt;- , aber im Grunde hatte Herr Lang doch recht.

Und wenn Baron Marschall hier seine Stimme erhebt gegen die offenbar unabwendbare Vermehrung der Fernsehprogramme durch Satelliten oder Verkabelung, so ist diese Mahnung zwar ebenfalls richtig, bleibt aber völlig folgenlos. Diese Dinge kann jeder nur in seinem eigenen Land regeln. Wenn ich bedenke, mit welchem Druck Industrie und Politik mehr Kanäle und mehr Programme fordern, dann beklage ich, daß bisher niemand gesagt hat, wer diese Programme eigentlich machen und was dort gezeigt werden soll. Wissen Sie, worauf das hinauslaufen wird? Auf noch mehr Dallas.

Es ist ein Skandal, daß die konkurrierenden europäischen Fernsehsysteme diese Welle noch unterstützen, seit sie gemerkt haben, auf welches Publikumsinteresse Dallas stößt. Jetzt gibt es schon eine Art Gegenprogramm, Dynastie oder Denver. Dort gehen die Dekolletes noch etwas tiefer, und die Freizügigkeit der Kopulation ist noch etwas generöser. Alle Leute, die künftig in Europa Fernsehen machen wollen, werden daran gemessen, ob sie den Erfolg von Dallas oder demnächst Dynastie erreichen. Das öffentlich-rechtliche oder auch staatliche Fernsehen in Europa genießt doch gerade den Vorzug, daß es nicht, wie das kommerzielle amerikanische Fernsehen, unter solchem Erfolgswang steht. Deshalb konnte es Programme anbieten, die vielleicht nicht so erfolgreich, dafür aber gut, wichtig und - mit Verlaub gesagt - kulturell wertvoll sind.

Kultur und Fernsehen. Herr von Bismarck war so freundlich, auf bestimmte Jugendträume anzuspielen. Als ich vor mehr als 20 Jahren ein Drittes Programm einrichten sollte, gab es den hochgemuten Tauf Spruch: für wechselnde, qualifizierte Minderheiten. Aber eben diese Minderheiten haben jene, die glaubten, ein solches Programm machen zu sollen, im Stich gelassen. Wenn die Zahl der Zuschauer teleskopisch nicht mehr meßbar ist, verlieren auch noch so gut gemeinte oder gut

gemachte Programme ihre Existenzberechtigung. Inzwischen sind die Dritten Programme in meinem Land richtig auf Erfolgskurs, und sie bieten weithin das gleiche an, wie die anderen auch - ebenfalls ein wenig Dallas, nur anders etikettiert.

Jetzt heißt es über die Einführung des Kabelfernsehens in der Bundesrepublik, dieses werde vor allem dem Austausch von regionalen und nationalen Programmen dienen. Es wäre wunderbar, wenn es so käme. Aber wird es so kommen? Denn die "Sahne" auf den Regional- und Nationalprogrammen ist mittlerweile die amerikanische Importware, das Allerweltsprogramm.

Europa ist nicht "in", nicht vorzeigbar. Wenn Fernsehprogramme das Etikett "Europa" tragen, dann ist das geradezu eine Aufforderung zum Weggucken. Europa muß als Selbstverständlichkeit über die Bildschirme gehen, um ansehnlich zu werden.

Dahrendorf

Herr Höfer, Protektionismus in der Kultur ist natürlich ebenso wie in der Wirtschaft ein Zeichen von Schwäche. Wenn man sich darüber beklagt, daß man von anderer Seite überschwemmt wird, dann heißt das zugleich, daß man kein eigenes Angebot hat. Ich bin gar nicht so sicher, ob das richtig ist. Es gibt zumindest Elemente einer europäischen Fernsehkultur; auf jeden Fall gibt es eine britische Tradition im Fernsehen, die beispielsweise in Amerika sehr gut ankommt.

Höfer

Leider hat Kultur im allgemeinen und in diesem Bezug im besonderen sehr viel mit Geld zu tun. Außerdem ist es der Vorzug der Amerikaner und der Engländer, daß sie eine gemeinsame Sprache haben. Dallas und ähnliches kann deshalb so preiswert auf den Weltmarkt geworfen werden, weil es sich im Handumdrehen amortisiert. Das können Sie mit französischen und deutschen Produktionen nicht machen, weil diese Sprachen nicht so verbreitet sind; die meisten Versuche europäischer Koproduktionen sind gescheitert.

Mayer

Ich möchte zu einem anderen Kulturzweig etwas sagen, nämlich dem Filmwesen. Der neue deutsche Film, das ist ein interessantes Phänomen, findet international sehr viel mehr Beachtung als in Deutschland selbst. In Italien und Frankreich wird sehr genau verfolgt, was bei uns auf diesem Gebiet geschieht. Selbst in Portugal habe ich erlebt, welchen Ansturm es auf deutsche Filme gab, besonders unter den portugiesischen Studenten.

Auch Frankreich hat nach wie vor eine große und interessante Spielfilmproduktion, die öffentlich gefördert wird. Diese Filme werden überall gezeigt, nicht nur in Paris, sondern auch in der Provinz. Dagegen befindet sich der gute deutsche Film, was den Verleih angeht, geradezu in einem Getto. Versuchen Sie einmal in irgendeiner deutschen Kleinstadt einen interessanten, international beachteten deutschen Film zu sehen. Ich weiß nicht, ob man hier von privater Seite etwas tun könnte.

von Bismarck

Ich bestätige, Herr Mayer, daß es nicht nur in Europa, sondern weltweit ein überraschend großes Interesse am modernen deutschen Film gibt. In Osteuropa sind dabei die Filmclubs hilfreich, die über die neuesten Hits gut informiert sind. Das größte Interesse findet sich über die Film-Experten hinaus bei den Studenten. In Israel, wo die Nachkommen europäischer, speziell deutscher Einwanderer von europäischer Kultur kaum noch etwas wissen, ist das Interesse an Filmen von Fassbinder, Herzog, Helma Sanders und anderen immens. Damit läßt sich um so besser Kultur-Kommunikation verbinden, wenn der eine oder andere Regisseur oder Schauspieler Gespräche mit seinem Kollegen aus dem betreffenden Gastland über diese Filme führt.

Was mitunter etwas merkwürdig anmutet, sind die Filmwünsche, die in einigen Ländern geäußert werden. In einem kommunistischen Land in Südosteuropa wollte man beispielsweise unbedingt den Film "Winterspelt" sehen, der, nach einem Buch von Andersch, eine Geschichte über Soldatenprobleme auf amerikanischer und deutscher Seite im Zweiten Weltkrieg beinhaltet. Ob die subtilen Aussagen dieses Films dort richtig verstanden wurden, blieb offen.

Schmidt

Ich bin betroffen von dem pessimistischen Grundzug dieses ganzen Gesprächs. Hier wird so getan, als ob in Europa nur noch die Kultur fehle, nachdem es einige Ansätze auf wirtschaftlichem und institutionellem Gebiet und sogar in der Außen- und Sicherheitspolitik gibt. Dabei verhält es sich doch

genau umgekehrt. Eine europäische Kultur gibt es seit Jahrhunderten, bevor irgend jemand überhaupt über eine gemeinsame europäische Wirtschafts-, Außen- oder Sicherheitspolitik nachgedacht hat. So zu tun, als ob wir nun nachträglich auch noch das Erkerchen Kulturpolitik an das Gebäude dieser europäischen Institutionen basteln müssten, finde ich falsch. Die sollen mit ihrer Begriffsäquiblistik die Hände davon lassen, ob sie nun in Brüssel oder Straßburg sitzen.

Daß die europäische Kultur heute bedroht ist, steht auf einem ganz anderen Blatt. Sie wird einmal bedroht von der Unfähigkeit jener Dilettanten auf dem Felde der Außen- und Sicherheitspolitik, sowohl in der westlichen als in der östlichen Welt. Was sie zum anderen bedroht, ist weniger das quantitative Wachstum, als vielmehr die Qualität der modernen Hochtechnologie, die den Menschen in einem Maße bedrängt, daß er kaum Atem schöpfen kann.

Wagner

Ich stimme Herrn Schmidt zu, daß in dieser Diskussion die pessimistische Einstellung überwiegt. Ich würde auch davor warnen, zu viel zu wollen und zu rasch vorzugehen. Ich nenne das die Gefahr der Ungeduld, die zur Folge hat, daß Wunschvorstellungen und Realität zu weit auseinanderklaffen. Ich meine, wir haben Anlaß, ein äußerst positives Bild zu entwickeln; denn noch nie hat es eine Zeit gegeben, der so viele Möglichkeiten zur Verfügung standen, wenn ich nur an den Kommunikationsbereich oder an den Verkehrsbereich denke. Für die Verbreitung von Kunst und Zivilisation haben sich die Türen weit geöffnet.

Dabei sollte man nicht nur die Zahl der Festivals oder die Breite des kulturellen Austausches berücksichtigen, sondern auch an die Begegnungen von Menschen verschiedener Nationalitäten, verschiedener Kulturkreise denken, die heute möglich sind. Das hat es vor 50 oder 100 Jahren in dieser Intensität nicht gegeben. Wir stehen hier mitten in einem Prozeß, dessen Ende wir noch nicht sehen. Aber wir sind auf dem richtigen Wege.

Ich bin weiter davon überzeugt, daß wir in einer Zeit leben, in der die schöpferisch Tätigen, die Kulturschaffenden und die Kulturinteressierten unmittelbar in das politische Geschehen einwirken können. Ihre Stimmen werden gehört; obgleich man sie häufig verdrängt, wenn sie nicht ins eigene Konzept passen. Insgesamt sehe ich aber auch hier positive Anzeichen.

Schließlich das Bild, das Europa von außen bietet. Ich kann denen nur zustimmen, die der Meinung sind, daß Europa aus der Sicht anderer Kontinente und politischer Blöcke sich ganz anders darstellt. Es ist bei aller kultureller Vielfalt doch eine Einheit. Die europäische Kultur ist, wie Herr Schmidt zu Recht sagte, in starkem Maße ein Produkt der abendländischen Geschichte. Diesen Rahmen sieht man, wenn man auf Europa von außen blickt.

Dahrendorf

Wir haben uns bisher vor allem mit zwei großen Themenbereichen beschäftigt. Erstens: Gibt es eine europäische Kultur? Von außen ganz sicher. Aber wie sieht das von innen her aus? Herr Wagner sprach eben von Vielfalt und Einheit. Der Blick auf Europa weckt auch Besorgnis; die Menschen suchen nach kleineren und überschaubaren Einheiten. Sollte man den Gedanken eines Europa der Regionen weiterverfolgen?

Der andere Themenbereich betrifft das Verhältnis von Kultur und Staat, Kultur und Politik, sowohl im anregenden als auch im bewahrenden Sinn, sowohl mit positiven als auch mit negativen Aspekten. Ich glaube nicht, daß sich die Europäische Gemeinschaft jetzt, wie Herr Schmidt befürchtet, gewissermaßen verzweifelt auf die Kultur stürzt, nachdem sie in den anderen Bereichen nicht recht weiterkommt. Das wird mit Sicherheit nicht der Fall sein.

Über den Europarat haben wir einiges gehört, das wir vielleicht noch vertiefen könnten. Daß es auch private Initiativen in diesem Bereich gibt, sollte nicht unerwähnt bleiben. So etwas wie der Club von Den Haag, in dem verschiedene europäische Stiftungen zusammenwirken, ist mindestens so wichtig wie manche öffentliche oder staatliche Initiative. Ich bin mit Helmut Schmidt jedenfalls einig, daß die Kultur aus sich heraus viel stärker ist als das, was da an organisatorischem Überbau geschaffen wird.

In unserer Themastellung ist die Rede von der Erneuerung der Industriegesellschaft. Die Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, ist: Was können wir tun, um eine kulturell schöpferische Entwicklung in Europa in Gang zu halten oder in Gang zu setzen? Wie steht es mit der Kultur der Industriegesellschaft und mit der europäischen Kultur? Ist dieser Optimismus, den Herr Wagner kundgetan hat, berechtigt? Oder gibt es Grund zum Zweifeln?

Wir haben das Verhältnis von Kultur und Staat eingehender erörtert. Es wäre sicher sinnvoll, einmal im Detail zu prüfen, an welchen Punkten öffentliche oder staatliche Instanzen eine wichtige Rolle für kulturelle Entwicklungen spielen können.

Ich möchte Ihnen aber für die weitere Diskussion etwas anderes vorschlagen, auch angesichts der Tatsache, daß wir hier im Bergedorfer Gesprächskreis versammelt sind, den wir einer privaten Initiative zu verdanken haben. Wenn wir hier über die Entwicklung der europäischen Kultur und Zivilisation nachdenken, dann könnten wir einmal die Frage diskutieren: Wo sollten eigentlich private Initiativen, die es in Europa gibt, ansetzen? Welche wichtigen Aufgaben könnte man für solche privaten Initiativen anregen? Wo liegen zentrale Aufgaben für den, der möchte, daß Kunst, Kultur und Zivilisation in Europa lebendig bleiben? Wo könnte man neue Wege suchen?

Liebermann

Auf europäischer Ebene gibt es 1985 das Jahr der Musik, das vom Europarat und von den Europäischen Gemeinschaften initiiert wird und das als europäische Manifestation durchgeführt werden soll.

Bei privaten Initiativen denke ich an Austauschprogramme nicht nur von Studenten, sondern zum Beispiel auch von jungen Arbeitnehmern, so wie es die Körber-Stiftung schon mit Amerika praktiziert. Das sollte auch mit anderen Ländern stattfinden; denn davon haben beide Seiten etwas.

Ein großes Problem unserer Zeit scheint mir die "Freizeitgestaltung" zu sein. Die Frage nämlich, wie man einer stark erweiterten und noch wachsenden Nachfrage ein auch nur annähernd entsprechendes Angebot entgegensetzen kann. Wenn man an all die vielen Menschen auf der ganzen Welt denkt, die keine Möglichkeit haben, an kulturellen Ereignissen teilzunehmen, weil ihnen die Mittel fehlen oder weil Theater und Konzertsäle nicht ausreichen, wird das Ausmaß dieses Problems deutlich. Wir müssen das Angebot vergrößern, um wenigstens einen Teil der Nachfrage befriedigen zu können.

Wie wäre das zu schaffen? Zum Teil sicher mit Hilfe der Medien. Dabei müßte man allerdings verhindern, daß die mit öffentlichen Geldern subventionierten Anstalten, wie das bisher üblich ist, die Einnahmen aus dem Verkauf ihrer Produkte gewissermaßen privatisieren.

Probleme, mit denen ich in meinem Bereich sonst zu tun habe Rückgang der Arbeitszeit, fehlende Ausbildungsplätze an den Konservatorien und so weiter;- , diese Dinge können nicht durch private Einzelinitiativen gelöst werden. Aber von privater Seite können Anstöße gegeben werden. Hier wäre ein weites Aktivitätsfeld. Wichtig in dem Zusammenhang ist es, durch die Steuergesetzgebung die Spendentätigkeit zu erleichtern, so wie es in Amerika und England der Fall ist. In Frankreich dagegen sieht es in dieser Hinsicht ganz schlecht aus. Für die Förderung kultureller Einrichtungen können deshalb keine größeren Gelder freigemacht werden.

Kulturschaffen ist Kreation, und für die Kreation braucht es Mittel. Der Künstler muß leben; die Institution, die seine Ideen realisieren will, ist auf finanzielle Mittel angewiesen. Deshalb möchte ich Herrn Körber als das Wichtigste ans Herz legen, die Kreativität zu unterstützen, überall da zu helfen und Anstöße zu geben, wo Künstler und Institutionen es nötig haben.

Dahrendorf

Ich bin Trustee der Ford Foundation und erinnere mich an viele Diskussionen, in denen man die großen Probleme der Zeit identifiziert und überlegt, was man tun soll. Bei der nächsten Zusammenkunft stellt man dann fest, daß die Stiftung einen Doktoranden unterstützt oder eine kleine Konferenz finanziert hat, in der man sich weiter mit dem Problem beschäftigt, ohne daß wirklich etwas dabei herauskommt. Der Schritt von der Identifizierung der großen Probleme der Zeit bis hin zu dem, was jemand tun kann, der letztlich nur über begrenzte Mittel verfügt, ist recht schwierig, sollte aber nicht außer acht gelassen werden.

Nestler

Die Probleme stecken in der Tat im Detail. Wie sieht es beispielsweise in der Spendenfrage aus? Wir kennen die Praxis vom amerikanischen System her. Private Spenden sind Mittel, die gegenüber dem deutschen System der Förderung von Kunst zwei offensichtliche Nachteile haben: Zum einen sind sie der öffentlichen Kontrolle entzogen, das heißt, hier wird private Kulturpolitik mit dem Einsatz dieser in Wirklichkeit öffentlichen Mittel betrieben. Zum anderen würde es nicht lange dauern, wahrscheinlich nur ein Haushaltsjahr, bis der Finanzminister oder der Stadtkämmerer diese Spenden von den staatlichen Zuschüssen einfach wieder abzieht. Kurzfristig kann die Situation der Kunst durch Mäzene

oder Sponsoren durchaus verbessert werden; langfristig bringt es nach aller bisherigen Erfahrung in Deutschland nur Nachteile, wenn der Öffentlichkeit entzogene Mittel ohne öffentliche Kontrolle für eine öffentliche Aufgabe wie die Kulturförderung verwendet werden.

Ein weiteres Beispiel betrifft die Frage, wie die Finanzsituation vor allem im kostenintensiven Bereich des Theaters zu verbessern ist. Dazu nur folgendes: Das deutsche kameralistische Haushaltssystem, nach dem die meisten städtischen oder staatlichen Regiebetriebe und Theater noch arbeiten, discouragiert nicht nur die Institutsleiter, an Dinge wie die Vermarktung ihrer künstlerischen Produkte zu denken; es wird ihnen auch haushaltsrechtlich beinahe unmöglich gemacht. Denn die strikte Trennung von Einnahmen und Ausgaben wirkt in der Tat korrumpierend, weil dem Theater alle Einnahmen, die sich ihm durch die Medien zunehmend eröffnen, sofort wieder entzogen werden. Hier müßte die Kameralistik flexibler gestaltet werden - wie das an einigen Stellen auch schon geschehen ist;- , damit der Einnahmeanreiz und das Einnahmeergebnis bei den Theatern bleibt. Dies könnte ein völliges Umdenken auslösen und den Dialog mit den Medien auf eine andere Basis stellen. Daran sind auch die Theater interessiert.

Ralf Dahrendorf fragt, wo private Initiativen ansetzen sollten. Ich sehe zum Beispiel ein wachsendes Interesse der Städte, auch der kleineren, sich am europäischen Kulturaustausch zu beteiligen. Auch hier ist aber die zentrale Struktur des deutschen Haushaltswesens denkbar ungeeignet, dieses Interesse zu fördern. Vor allem die kleineren Städte, die kulturell stark auf die Förderung der lokalen Szene beschränkt sind, können und wollen so etwas nicht finanzieren. Das Auswärtige Amt ist für diesen bilateralen Austausch, etwa zwischen Partnerstädten, nicht zuständig. Es gibt Städtepartnerschaften, die vielversprechend begonnen haben; dann gehen die Mittel aus oder werden für protokollarische Dinge aufgebraucht, für Reisen von Parlamentariern etwa, statt den kulturellen Austausch zu fördern. Hier müssen und können lokale Mäzene und Sponsoren gewonnen werden, um das Interesse der Städte am kulturellen Austausch in Europa zu beleben.

Eine weitere lohnende Initiative könnte darin bestehen, einmal zu untersuchen, was die Öffentlichkeit in verschiedenen europäischen Ländern eigentlich über das zeitgenössische kulturelle Geschehen in den Nachbarländern weiß. Wir haben vor anderthalb Jahren mit dem Goethe-Institut und mit dem Italienischen Kulturinstitut in Köln eine deutsch-italienische Journalistentagung in Venedig abgehalten zu der Frage: Was weiß der italienische Zeitungsleser über das aktuelle Kulturgeschehen in Deutschland? Wir werden das in diesem Sommer mit einer umgekehrten Fragestellung in Köln fortsetzen. Diese Tagung hatte eine unmittelbare praktische Wirkung. Bei diesem Treffen von Chefredakteuren, Verlegern und Feuilleton-Journalisten zeigte sich nämlich, daß der kulturinteressierte Italiener über die Verhältnisse in Deutschland bestens informiert wird. Die großen italienischen Zeitungen und der Rundfunk haben hier überall ihre Kulturkorrespondenten. Die Deutschen dagegen erfahren so gut wie überhaupt nichts von dem, was sich kulturell in Italien tut.

Diese Feststellung war geradezu schockierend. Wir haben unsere Informationspolitik einseitig nach dem Westen ausgerichtet. Vom Süden oder auch vom Osten wissen wir wenig oder gar nichts. Auch könnte man mit Hilfe privater Sponsoren relativ schnell zu praktischen Ergebnissen gelangen. Ich denke dabei an den Austausch von Schriftstellern mit Stipendien und der Verpflichtung, über ihre Erfahrungen in der jeweiligen Gaststadt zu Hause in der heimatischen Presse regelmäßig zu berichten. Das kann bilateral zwischen den italienischen und deutschen Zeitungen geschehen.

Scheel

Dieser Gesprächskreis weist ja eine enge Verbindung zu einer konkreten Initiative der Körber-Stiftung auf, der Ausstellung "Der Hang zum Gesamtkunstwerk". Diese Ausstellung wird sicher unter Fachleuten umstritten sein und schon deshalb ein großes Interesse auf sich ziehen. Darüber hinaus werden auch durch die Stadt Zürich und im Umfeld des Kunsthouses Zürich in diesen Wochen eine Vielzahl außergewöhnlicher kultureller Veranstaltungen organisiert, die in direktem Zusammenhang mit der Ausstellung stehen.

Wenn diese Ausstellung demnächst nach Düsseldorf geht, werden wir uns ebenfalls einige Dinge überlegen, um die Diskussion in der Bundesrepublik anzuregen, und zwar nicht nur über Sinn und Zweck dieser Ausstellung, sondern vor allem, um über das Gemeinsame der europäischen Kultur nachzudenken. Die Eröffnung in Düsseldorf wird auch politisch einen Akzent zu setzen versuchen.

Anschließend wird die Ausstellung noch in einer Reihe weiterer europäischer Städte gezeigt werden - auch das als Ausdruck eines verbindenden Momentes der europäischen Kultur. Und wir werden weitere Überlegungen anstellen, was nach Abschluß des Gesamtprogramms sinnvollerweise als Nächstes getan werden kann. Dabei wollen wir nicht die Welt mit allgemeinen Ideen überziehen und vielleicht eine Broschüre mit klugen Gedanken über das Entstehen der europäischen Kultur und ihres

jetzigen Zustandes veröffentlichen, sondern etwas produzieren, das möglichst greifbar und sichtbar ist.

Unsere primäre Absicht ist, in unseren Ländern das Verständnis für die eigene europäische Kultur zu verbessern und so etwas wie eine kulturelle europäische Identität zu fördern. Dafür brauchen wir konkrete Beispiele. Herr Nestler hat einige Anregungen gegeben. Ich meine aber, es wäre nicht damit getan, wenn jetzt allerorten die Mäzenatentätigkeit sprießen würde. Vielmehr käme es darauf an, von einer zentralen Stelle aus eine Vielzahl solcher Veranstaltungen zu initiieren; nicht nur in Deutschland. Wir wollen ja nicht die Deutschen davon überzeugen, daß sie Teil Europas sind, sondern den Europäern insgesamt bewußtmachen, daß sie Angehörige einer gemeinsamen Kultur sind.

Anknüpfend an die Anregung von Herrn Siedler sollte man eine Ausstellung organisieren, die das besondere Ziel hat, den osteuropäischen Ländern zu zeigen, was die anderen Europäer unter europäischer Kultur verstehen. Eine solche Ausstellung kann nicht von einer deutschen Ausstellungsgesellschaft oder gar im Rahmen des Auswärtigen Amtes eines der Mitgliedstaaten der Europäischen Gemeinschaft organisiert werden, sondern daran müssen mehrere Länder mit bedeutenden Repräsentanten aus der Kultur- und Ausstellungswelt beteiligt sein.

Dabei sollte es sich weniger um eine kulturhistorische Betrachtung handeln, sondern deutlich machen, was wir unter Kultur von heute verstehen. Das braucht sich keineswegs auf die bildende Kunst zu beschränken, sondern könnte beispielsweise auch die Literatur berücksichtigen. Was wir den anderen damit sagen wollen, ist, daß es bei uns außer wirtschaftlicher Macht noch etwas anderes gibt, auf das sie Hoffnung setzen können, um es vereinfacht zu sagen. Die große Hoffnung der Polen beispielsweise ist doch, daß sie Europäer sind, nicht Osteuropäer notabene, sondern Mitteleuropäer.

von Bismarck

Ich möchte einige Anregungen geben für die Beantwortung der Frage, wo private Initiativen sinnvoll ansetzen könnten. Im Blick auf die hier gezeigte Ausstellung hielte ich es für wichtig, das Echo darauf festzuhalten. Sie soll ja noch, wie wir gehört haben, in verschiedenen europäischen Hauptstädten gezeigt werden. Das Echo in diesen Ländern, auch die Kritik, sollte von qualifizierten Leuten dokumentiert werden, um es im Sinne von "challenge and response" zu nutzen. Es wäre gut, diese Ergebnisse - bei denen auch negative Urteile wie etwa "zu viel Mythos" nicht unterschlagen werden dürften - möglichst mehrsprachig zu veröffentlichen und an einen interessierten Personenkreis zu verteilen.

Zweite Anregung. Man sollte dort weitergehen, wo schon Ansätze vorhanden sind. Das ist sicher in der Musik einfacher als in anderen Bereichen. Es gibt in Frankreich, Deutschland oder Italien diverse Ensembles, die qualifiziert genug sind, um im Ausland die Kultur ihres Landes zu repräsentieren. Ihr Auftritt scheitert oft schlicht nur an den Reisekosten. Hier könnte private Initiative segensreich wirken; denn ein deutscher Chor oder ein deutsches Musikensemble haben für den Kulturaustausch eine Multiplikationswirkung, die bis ins Private hineinreicht.

Drittens. Es werden in der Kulturförderung unverkennbar Präferenzen gesetzt. Das Kulturbudget der Stadt Frankfurt ist ungefähr so groß wie das des ganzen Goethe-Instituts. Auch andere Großstädte stellen beachtliche Mittel für kulturelle Zwecke zur Verfügung. Demgegenüber müssen die kleineren Städte meist mit vergleichsweise wesentlich geringeren Mitteln auskommen, obwohl gerade dort die Aufgeschlossenheit für einen europäischen Austausch oft sehr groß ist. Ich nenne Lüneburg als Beispiel. Private Initiativen zur Förderung des Kulturlebens kleiner oder mittlerer Städte halte ich oft für äußerst wirkungsvolle Investitionen. Da sind längst noch nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft.

Viertens. Wir haben im Goethe-Institut sehr positive Erfahrungen mit sogenannten workshops gemacht, indem wir kreative Kräfte, wie Bühnenbildner, Regisseure oder Autoren in einem relativ kleinen Kreis mit ihren kollegialen Partnern in einem anderen Land für etwa acht Tage zusammenbrachten. Bei diesen Veranstaltungen stand kein erhabener Geist hinter einem Pult und verkündete Erlesenes, sondern es wurden praktische Erfahrungen kollegial ausgetauscht. Der positive Zusatzeffekt war, daß die Leute sich gegenseitig kennenlernten und miteinander über Dinge redeten, für die sie sich besonders engagierten.

Fünftens. Das Beispiel, das Herr Nestler angeführt hat, nämlich die Journalisten-Tagung in Venedig, macht doch deutlich, daß trotz aller Medien und Kommunikation die wirkliche Information über das kulturelle Leben in einem Nachbarland immer noch auch in Europa beschämend gering ist. Auch hier fiele mit mehr lebendigen Informationen Regen auf ein dürres Land. Es lohnt sich, solche und ähnliche Experimente zu unterstützen.

Freiherr von Wechmar

Angebote für mittlere und kleinere Städte, Herr von Bismarck - da bin ich doch skeptisch. Ich meine, wir sollten ein wenig die Prioritäten bedenken. Ich erhalte nahezu jeden dritten Tag ein Schreiben irgendeiner kleineren deutschen Stadt, die anfragt, ob die Deutsche Botschaft in Rom nicht den XYZ-Chor an irgendeinem bedeutenden Platz unterbringen könne. Das ist in erster Linie eine Frage der Qualität. Gute Orchester oder Gesangsgruppen brauchen nicht vermittelt zu werden; die vermitteln sich selbst. Natürlich sollte man auch weniger gute Ensembles fördern, aber da muß man sehr behutsam vorgehen, sonst löst das eine Flut von Anträgen wenig-qualifizierter Gruppierungen aus.

Eine andere Frage: Gibt es in Deutschland eigentlich so etwas wie eine deutsche Villa Massimo, eine Stätte, an der junge Künstler aus dem europäischen Ausland zusammenkommen können? Wäre so etwas nicht förderungswürdig?

Nestler

Dazu ein Beispiel: Der Deutsche Akademische Austauschdienst in Berlin lädt seit Anfang der sechziger Jahre 25 bis 30 Künstler jährlich aus aller Welt für ein Jahr nach Berlin ein, und zwar aus Ost und West und ohne irgendwelche Verpflichtungen. Dieses sehr bewährte Modell ist ausbauwürdig; aber dafür stehen im Augenblick nicht die entsprechenden Mittel zur Verfügung.

Fohrbeck

Ich bin Kulturoptimist, und ich meine, wir haben zur Zeit eine sehr vitale Alltagskultur. Gerade was private Initiativen angeht, leben wir gegenwärtig in einer wahren Gründerzeit, auch wenn das öffentlich nicht so richtig gesehen wird, und dahinter keine dicken Geldsäcke stehen. Für das kleinunternehmerische Engagement im kulturellen oder künstlerischen Bereich, für das freiberufliche Engagement von Künstlern, für die Initiativen "Freier Gruppen" fehlen uns aber fast alle Infrastrukturen, wie sie etwa Ärzten und Anwälten auf die Beine helfen. Das gehört zum Beispiel nicht zu den klassischen "Existenzgründungsprogrammen". Man erhält keine Kredite, wenn man sich im Kulturbereich ansiedeln will, weil es an Gegenwerten fehlt. (Wozu dann aber diese Hilfsprogramme, wenn ohnehin nur risikolose Dinge gefördert werden sollen?)

Viele suchen gemeinnützige Arbeit, die nicht gewinnorientiert ist, mit freiberuflicher Tätigkeit zu koppeln. In diesem Bereich wäre an sich von den Rahmenbedingungen her gesehen - leider nicht vom Geld - die Möglichkeit für eine Reihe von Leuten gegeben, sich Arbeitsplätze selbst zu schaffen und eine eigene kleine Existenz aufzubauen. Darauf sind wir nicht vorbereitet. Dort müsste man ansetzen, wenn man von Privatinitiative redet, nicht nur beim "Mäzenatentum".

Helmut Schmidt hat richtig davor gewarnt, im Zusammenhang mit neuen kulturellen Aufgaben zu hohe Erwartungen an den Staat zu richten. Denn gerade bei kulturellen Alternativen zeigt sich, daß wir aus dem Untertanen-Bewußtsein heraus müssen, so als säßen da oben die gütigen Väter und Mütter, die unsere Interessen schon vertreten. Entsprechend muß man auch im Kulturbereich lernen, Interessenpolitik zu betreiben, damit die Rahmenbedingungen (zum Beispiel steuerlicher Art) stimmen und die Unabhängigkeit trotzdem gewahrt bleibt. Da besteht noch wenig Übung - das hängt mit der langen Spaltung von Politik und Kultur bei uns zusammen. Der neue Deutsche Kulturrat, der jetzt aus 140 Verbänden besteht und vor allem ein Gesprächsforum ist, geht von der Erfahrung aus, daß man die Dinge selber in die Hand nehmen, seine eigenen kulturpolitischen Interessen formulieren und damit dann beispielsweise in die Medien gehen muß.

Es gibt keinen einheitlichen Kulturbegriff, keine "Gesamtkunst". Gerade die Künste sind in vieler Hinsicht genauso spezialisiert wie die Wissenschaften. Die meisten bildenden Künstler wissen so gut wie gar nicht, was zum Beispiel in der Musik passiert und umgekehrt. Die Querverbindungen unter den Künsten sind ja nicht so stark entwickelt. Dies wäre aber eine wichtige Voraussetzung, wenn man die gemeinsamen Interessen erkennen und entsprechend wirksam vertreten will. Dieser Prozeß könnte sich durch freie Initiativen beschleunigen lassen.

Siedler

Vor wenigen Monaten fand in Wien ein Alterskongreß der Weltgesundheitsbehörde der UNO statt, der etwa 1300 führende Altersforscher der Welt für vier Tage versammelte: Mediziner, Sozialforscher, Theologen, Gerontologen. Eines der Ergebnisse dieses Kongresses war: Der Wandel in den letzten hundert Jahren hat dazu geführt, daß die traditionelle Zwei-Generationen-Welt, die Europa in den letzten 2000 Jahren geprägt hat - durchschnittliches Sterbealter 45 Jahre;- , von einer Drei-

Generationen-Welt abgelöst worden ist. Zur Zeit bewegen wir uns in Richtung auf eine Vier-Generationen-Welt.

Ein zweites Ergebnis, untermauert mit reichem statistischem Material, lautete: Die durchschnittliche Lebenserwartung beträgt im Augenblick beim Mann 71,5, bei der Frau 77 Jahre. Sie wird bis zum Ende dieses Jahrhunderts noch um weitere zwei Jahre ansteigen. Gleichzeitig wird die "Arbeitsgesellschaft ohne Arbeit" im Jahre 2000 zur Pensionierung mit 55 Jahren übergegangen sein. Schlußfolgerung: 20 bis 22 Jahre seines bewußt gelebten Lebens ist der Mensch ein Freizeitmensch.

Ich finde es charakteristisch für unseren Kulturbegriff und für das, was die deutschen Zeitungen in ihren Kulturseiten unter Kultur verstehen, daß dieser Kongreß überall mit kaum 30 Zeilen behandelt worden ist auf den Wissenschaftsseiten. Der Kulturbegriff deutscher Zeitungen ist ein literatenhafter Feuilletonbegriff der zwanziger Jahre. Jeder siebte Literaturpreis für einen drittklassigen Schriftsteller wird auf vier Spalten behandelt. Aber eine solche gravierende Frage, vielleicht weniger der Kultur als unserer westlichen Zivilisation, wird fast ignoriert.

Dies ist doch ein entscheidendes Thema: Wie wird die europäische Gesellschaft damit fertig, daß jeder Mensch 20 Jahre seines Lebens mit sich selber verbringen muß, nachdem er aus dem Berufsleben ausgeschieden ist, und dies in einer Vier-Generationen-Gesellschaft ohne Zusammenhang mit seiner Familie. Denn das Zusammenleben von Großeltern, Eltern und Kindern hat sich ja in den letzten 150 Jahren grundlegend verändert.

Eine Untersuchung über die möglichen Konsequenzen dieser Veränderungen halte ich für ungeheuer wichtig, auch für das Thema, das wir hier behandeln. Rüdiger Altmann hat gesagt, das, was die Faszination Europas für die anderen Teile des Kontinents oder für die Dritte Welt ausmachen kann, sei der Umstand, daß es universale Probleme exemplarisch vorführt und Lösungsmöglichkeiten anbietet. Dagegen habe ich den Eindruck, als sei unsere Kulturpolitik im wesentlichen Export von Vergangenheiten.

Freiherr von Wechmar

Kulturpolitik als Export von Vergangenheit ist ja auch noch unter einem anderen Aspekt überholt, Herr Siedler. In vielen Ländern der Dritten Welt treffen Sie auf eine Generation, die zwar sehr viel mit Europa gemein hat, nämlich die Kolonialzeit in Afrika und Asien, die aber eben deshalb kaum bereit ist, von uns etwas anzunehmen, was mit der Vergangenheit zu tun hat. Diese sind vielmehr daran interessiert, eine zukunftssträchtige Zusammenarbeit zu entwickeln.

Siedler

Was die Effektivität auswärtiger Kulturpolitik angeht, teile ich das Mißtrauen von Herrn Schmidt - entgegen anderslautender Beispiele, die hier vorgebracht wurden. Die Spontaneität der Wirkung läßt sich kaum fördern. Wirkungsgeschichte ist immer Verspätungsgeschichte. Wenn gesagt wurde, der deutsche Expressionismus sei über Jahrzehnte in Frankreich unbekannt gewesen und erst die große Pariser Ausstellung habe dies mit einem Schlag geändert, so trifft das nur bedingt zu. Auch in den 50er und 60er Jahren hat es in Paris große Ausstellungen gegeben, ich denke nur an die berühmte Beckmann-Ausstellung. Damals schrieb Le Monde - und das war der Tenor vom Figaro bis zum Express: welch teutonischer Brutalismus ohne culture! Die Zeit war einfach noch nicht reif.

Kultur ist immer Verspätungskultur, im Inneren wie im Äußeren. Wir reden von den zwanziger Jahren als der Kultur des Bauhauses, des Blauen Reiters, der modernen Literatur. Dabei haben für das Selbstverständnis der zwanziger Jahre Schmidt-Rottluff, Kirchner, "Der Blaue Reiter" und so weiter überhaupt keine Rolle gespielt. Zu der Zeit waren in der Malerei Liebermann, Corinth, Sievogt hoch im Kurs. Das wird deutlich, wenn man sich die Ausstellungskataloge, die Besucherzahlen in den Museen und die Preise ansieht. Ein Liebermann kostete damals RM 100.000,-, ein Beckmann RM 3.000,-.

Ich sehe zwei Gefahren. Zum einen setzen wir zu wenig auf die Spontaneität der sich selbst gebärenden Wirkung. Zum anderen neigen wir dazu, unsere Probleme von gestern zu exportieren. Es ist natürlich sehr reizvoll, im Ausland vorzuführen, was für bedeutende Bilder Kirchner 1911 gemalt hat. Aber ich stimme Rüdiger Altmann zu: Die Zukunft der europäischen Gesellschaft wird von der Lösung ganz anderer Probleme abhängen. Deshalb sollte man auf Ausstellungen, Kongressen, Tagungen im Ausland mehr die gegenwärtige Situation, die Problemanalysen und Problemlösungsmodelle vorführen, statt mit Hilfe staatlicher Kulturpolitik nur vergangene Leistungen zu präsentieren.

Freiherr Marschall von Bieberstein

Ich glaube nicht so recht an das Glück der Stunde, Herr Siedler. Sie erwähnen Max Beckmann; viel hängt eben davon ab, wie solche Kunstaussstellungen - aber das gilt nahezu für jede Kunst - öffentlich erklärt, das heißt interpretiert werden. Dieselben Bilder von Beckmann, die in der damaligen Beckmann-Ausstellung mißverstanden wurden, sind in der späteren Berlin-Paris-Ausstellung, fast könnte man sagen, hochgejubelt worden. Dabei war ganz entscheidend, in welcher Weise diesmal der historische und soziale Kontext in Form von Fotografien, Katalogen und so weiter mitgeliefert wurde. Mit anderen Worten, wir versuchen heute in derartigen europäischen Kunstaussstellungen eine Kunst in ihrer Zeit und in ihrer gesellschaftlichen Ordnung darzustellen. Dann wird sie leichter begriffen.

Herr Siedler beklagte dann, daß wir uns in der Kultur, vor allem beim Kulturaustausch, zu sehr mit der Vergangenheit und zu wenig mit der Gegenwart und mit der Zukunft beschäftigen. Ein Gegenbeispiel: Es haben sich jetzt europäische Kunstmuseen zusammengeschlossen und eine neue Ausstellungsserie geplant, die unter dem Titel "Images de notre identité: les musées d'art modernes vous proposent" läuft. Es ist beabsichtigt, mit den Neuerwerbungen dieser 10-14 Museen alle zwei bis drei Jahre eine gemeinsame Ausstellung zu machen. Jedesmal an einem anderen Ort, in einem anderen Land. Auf diese Weise soll dargestellt werden, wie sich die europäische Kunst entwickelt hat und welche Tendenzen, etwa im Vergleich zu anderen Kontinenten, man feststellen kann. Etwas Ähnliches wäre auf dem Gebiet der Musik denkbar und soll auch geschehen im Jahr der Musik 1985. Derartige Vergleiche und Gegenüberstellungen sind noch immer recht selten. Da könnte sehr viel getan werden.

Ich denke auch an literarische Übersetzungen. Nach dem Vorbild des mittelalterlichen Übersetzerkollegs in Toledo gibt es heute ein Übersetzerkolleg in Straelen am Niederrhein, das von Elmar Tophofen initiiert wurde und wo Wandruschka, Böll, Frisch und andere ihr Patronat gegeben haben. Dieses Übersetzerkolleg arbeitet hervorragend, bedarf aber zusätzlicher Mittel.

Herr Siedler erwähnte das wichtige Thema der Altersforschung. Ich nenne ein anderes Beispiel, das kulturpolitisch von ungeheurer Bedeutung ist, nämlich die Gastarbeiterfrage. Ich sehe hier nicht nur ein großes soziales Problem, sondern zugleich die Chance einer kulturellen Bereicherung. Menschen kommen in großer Zahl zu uns und in andere europäische Länder und leben mit uns zusammen. Daraus sollte man das Beste machen, und zwar nicht nur im Sinne der Gastarbeiter, sondern auch der betreffenden Länder, in die sie kommen. Die Gastarbeiterfrage ist eben nicht nur ein soziales, sondern auch ein kulturelles Problem. Die Dinge sind nicht zu trennen.

Dabei entsteht ein großes Problem, das wir "la formation de formateurs" nennen. Wir müßten in weit größerem Maß, als das im Augenblick der Fall ist, Lehrer ausbilden, die sich der Geschicke der Kinder annehmen, die in der Regel bei uns bleiben wollen. Das müßten im Idealfall griechische, türkische oder italienische Lehrer sein, die sich zusammen mit deutschen Lehrern in Seminaren über die Probleme des eigenen und des anderen Landes unterrichten und dann in der Lage sind, etwa den türkischen Kindern neben Deutschunterricht auch die türkische Sprache und Kultur zu vermitteln. Und umgekehrt müßten die deutschen Kinder etwas von der türkischen, griechischen oder italienischen Kultur erfahren. Ich halte das für einen ganz wichtigen Gesichtspunkt für eine bikulturale oder multikulturale Entwicklung, die sich uns gewissermaßen "aufgezwungen" hat, aus der wir aber auch etwas Positives gewinnen können. Auf diesem Gebiet wären auch private Initiativen sicher möglich.

von Bismarck

Alles, was die Gastarbeiter in ihrer Eigenständigkeit und ihrem Selbstbewußtsein fördert, hilft ihnen für ein Kulturverständnis der anderen. So wird es in diesem Jahr auf dem evangelischen Kirchentag in Hannover ein türkisches Zentrum geben, das von Türken mitgetragen wird. Dies Zentrum hat die anderen Teilnehmer eingeladen, um sie über die Situation der Ausländer in der Bundesrepublik zu informieren. Das finde ich ein gutes Beispiel für eine eigene Initiative, die den Stolz, das Selbstgefühl und die Eigenständigkeit dieser Menschen stärkt und sie nicht zu einem Ausstellungsobjekt macht nach dem Motto: Wir haben auch einen Türken auf dem Podium.

Bondy

Ich bin bei alledem doch ein wenig skeptisch. Europa ist nie ein Kontinent gewesen, sondern war eine Ansammlung weltumspannender Imperien. Die meisten unserer Nationen sind noch Restbestände dieser Imperien; denken wir an Österreich oder an Portugal, das uns durch eine Initiative des Europarats jetzt kulturell nähergebracht werden soll. Heute strahlen wir nicht mehr in die Welt aus, sind nicht mehr die überlegenen Oberherren, sondern die anderen kommen zu uns herein. Und sie kommen nicht nur als Kulis und ungelernete Arbeiter, sondern nehmen auch gewisse Machtpositionen

ein; die marokkanischen Facharbeiter zum Beispiel können heute schon die wichtigste französische Automobilproduktion auf Wochen la"nmen.

Das kulturelle Gefälle, das besteht, hat nichts mit den Leistungen in der Literatur oder der Musik zu tun, sondern mit dem Lebensstandard. Deshalb werden die Türken eher Deutsch und Englisch lernen als die Deutschen und Engländer Türkisch oder Griechisch. Auch wenn es zur europäischen Kultur gehören sollte, werden nur wenige Baskisch lernen wollen. Das Gefälle geht in einer Richtung; hier ist kaum ein Gleichgewicht herzustellen.

Ich gehöre noch zu einer Generation, die Deutsch als Weltsprache kannte. Heute habe ich außerhalb des deutschen Sprachraumes etwa in Osteuropa, Rußland, Amerika, kaum mehr Freunde, die etwas lesen, was deutsch geschrieben ist. Das ist eine neue Situation, und ich wüßte nicht, auf welche Weise und durch welche Institutionen wir das ändern und bessern können. Wir fordern, daß die Deutschen alle Englisch lernen, weil man es braucht. Sie sollten auch Französisch lernen, das sei ihre Pflicht, weil wir verbündet sind. Von ihnen jetzt zu verlangen, daß sie auch noch Griechisch, Türkisch oder Spanisch lernen, hieße sie überfordern. Das wird auch nicht geschehen.

Früher zirkulierten die Eliten. Leonardo da Vinci kam nach Frankreich. Eine deutsche Elite emigrierte nach Amerika und hat die dortige Kultur und Wissenschaft grundlegend verändert, auf ein höheres Niveau gehoben. Diese freiwillige oder durch Verfolgung erzwungene Zirkulation der Eliten, die Studien- und Bildungsreisen haben kulturell etwas bewirkt. Das Zirkulieren der Millionen Gastarbeiter bewirkt kulturell so wenig wie das Zirkulieren der Millionen Touristen. Wer nimmt schon aus Bau ein Kulturerlebnis mit und nicht ein Neckermann-Erlebnis?

Heute sieht man in Frankreich, in England und in der Bundesrepublik sehr viel mehr Moslems, als es zum Beispiel Schweizer auf der Welt gibt. Sie sind ein Millionenheer in Europa. Das bedeutet aber nicht, daß sich die Europäer, ausgenommen einige Professoren und Spezialisten, auf das Studium des Islam konzentrierten und dies für eine große kulturelle Bereicherung hielten. Was sich auf der Ebene der Fabriken und der Wohnverhältnisse etwa in Frankreich vollzieht, ist Verachtung, Abstoßung, Gettoisierung; sind wachsende rassische, nationale, ethnische Gegensätze. Daran können Phänomene der Hochkultur gar nichts ändern. Da geht es um emotionale Massenauseinandersetzungen, die das Niveau unseres Gespräches an diesem Tisch nicht erreichen.

Ein Wort zu den Lehrern, lieber Dr. Marschall. Die Türken stellen oft Lehrer, die die Kinder fanatisch im Sinne der "Re-Islamisierung" drillen. Die aufgeklärten Türken sträuben sich dagegen. Die Deutschen sind meist nicht qualifiziert zu unterscheiden, welche Lehrer die Türken zu guten Bürgern einer Demokratie machen und welche sie im Gegenteil zu "Khomeini-Türken" formen. Das ist ein sehr schwieriges Problem.

In Amerika hören alle Einwanderer bald auf, Gastarbeiter zu sein; sie kommen in eine gemeinsame Kultur und werden Amerikaner. Die Bewahrung ihrer ethnischen und kulturellen Überlieferung leisten sie aus eigenen Kräften. Dieser Weg scheint mir zumindest besser, als die unvereinbare Forderung zu stellen, daß unsere Gastarbeiter einerseits perfekte deutsche Mitbürger sein sollen, um nicht zu stören, gleichzeitig aber ihre eigene Kultur, von der sie manchmal recht wenig mitbringen, durch Leistungen des Gastlandes zu bewahren und zu vertiefen. Die westeuropäischen Staaten sind durch diese Doppelaufgabe überfordert. Ich halte den Weg auch nicht für richtig.

Höfer

In Köln führt jetzt eine türkische Theatergruppe ein Stück auf, das sie über ihre eigenen Probleme geschrieben hat. Der Erfolg ist sensationell! Und das Publikum, das dort zuhauf strömt, ist nicht türkisch, sondern kölnisch.

Nestler

Ich habe sowohl in Berlin wie auch in Köln einige gute Erfahrungen mit kultureller Zusammenarbeit und Integration gemacht, und zwar mit Italienern und Spaniern. Wir haben dafür nicht nur materielle, sondern auch organisatorische Hilfe erhalten.

Das sieht sich völlig anders an, wenn man sich in den Bereich der türkischen Kultur begibt. Ich kann von drei Erfahrungen berichten. Die erste: In Berlin hat man verschiedenen türkischen Gruppen Geld für eigene kulturelle Veranstaltungen gegeben. Ausnahmslos wurden daraus politische Demonstrationen, meist mit einem schlimmen Ende. Die Grauen Wölfe und andere politische Gruppierungen schlugen aufeinander ein.

Zweitens: Unter starker Beteiligung der Schaubühne hat man versucht, mit türkischen Stellen zusammenzuarbeiten, um ein Theaterstück aufzuführen. Das stieß aber auf völlige Ablehnung der offiziellen Türken in Berlin.

Drittens: Vor einem halben Jahr hatten wir in Köln der türkischen Seite ein Angebot für die Zusammenarbeit bei der Vorbereitung und Durchführung einer türkisch-deutschen Kulturwoche gemacht, wobei jede Einmischung von außen zurückgewiesen wurde. Das Ergebnis war, daß herausragende Veranstaltungen nach Köln kamen, darunter ein deutsch-türkisches Jugendtheater. Auch die Schaubühne war mit ihrem Theaterstück vertreten. Es fand eine Filmwoche statt. Zu den meisten Veranstaltungen erschien jedoch nicht ein einziger Türke. Sie hatten dazu von türkischer Seite strenge Anweisungen bekommen; vor den Türen der Veranstaltungen standen Spitzel. Das Generalkonsulat übte auch auf die Stadt einen massiven Druck aus, weil das Programm von türkischer Seite nicht abgesegnet war.

Dies sind praktische Erfahrungen aus jüngster Zeit. Sie sind nicht sehr ermutigend.

von Bismarck

Ich weiß nicht, wer von Ihnen "Yol" gesehen hat, den Film eines türkischen Regisseurs über ein Sozialdrama, das sich in Ost-Anatolien abspielt. Es ist ein großartiger Film sowohl in der Darstellung als auch in der gezeigten Landschaft. Aber er ist ebenso lehrreich, weil er uns klarmachen kann - "uns" heißt auch: dem Goethe-Institut;- , wie oberflächlich oft der sogenannte Kulturaustausch verstanden wird.

Wenn man diesen Film, der unter die Haut geht, ernst nimmt, erfährt man, daß mitten unter uns, zum Beispiel in West-Berlin, in Kreuzberg, an eine "archaische Ordnung" "geglaubt", daß sie noch von vielen Türken gelebt wird. Bei dieser Ordnung geht es etwa um die Rolle der Frau; um die Rolle der Blutrache. Diese Kultur ist uns völlig fremd; aber viele Menschen unter uns sind von ihr noch vital geprägt. Mit einem oberflächlichen Verständnis von Kulturbegegnung wie "ich informiere dich über meine Kultur, und du informierst mich über deine Kultur und beide werden wir dadurch reicher" verdrängen wir nur den Schock der Andersartigkeit. Ein tieferes Wahrnehmen von so gewachsenen und geglaubten Wertvorstellungen erschließt erst den Beginn des Verständnisses einer anderen Kultur.

Dieser Film kann einen heilsamen Ernüchterungsschock auslösen: Mit wie vielen Barrieren und Konflikten ist der Austausch zwischen Kulturen befrachtet!

Freiherr Marschall von Bieberstein

Ich habe nicht von Türken, sondern allgemein von Gastarbeitern gesprochen; es ist interessant, daß jede Diskussion bei diesem Thema automatisch bei den Türken landet. Trotz allem bleibe ich dabei, daß alle Schwierigkeiten, die genannt wurden - sofern man sie nur überwinden will;- , letztlich Schul-, das heißt Lehrerfragen sind.

Wir haben mit unserem Gastarbeiterprogramm, das Seminare in Deutschland, Italien, der Türkei, Griechenland und anderen Ländern umfaßt, positive Ergebnisse erzielt. Denn dieser Weg der zwischenkulturellen Beziehungen wird von den Leuten, die es einmal begriffen haben, durchaus bejaht. Letztlich haben wir es hier mit einem quantitativen Problem zu tun. Deshalb kann ich meinen Appell im Sinne von "Kultur erhalten und neue Kultur lehren" nur wiederholen. In erster Linie geht es um die Lehrer. Ich sehe hier wirklich eine europäische Verpflichtung.

Schmidt

Man sollte unterscheiden zwischen der Art des Umgangs, den Chancen und Möglichkeiten, die sich zwischen Deutschen und in Deutschland tätigen ausländischen Arbeitnehmern ergeben, soweit sie aus Europa kommen und europäische Sprachen sprechen, und jenen Gastarbeitern, die aus der Türkei kommen. In der Türkei herrscht heute - mehr als 50 Jahre nach Kemal Atatürk - nach wie vor Analphabetismus. Deshalb kann dort auch Demokratie noch nicht wirklich funktionieren, was immer man sich darüber bei uns an Illusionen einreden mag. Insofern geht es im Verhältnis zu den Türken mehr um eine Frage der Mitmenschlichkeit als der gegenseitigen kulturellen Befruchtung. Das letztere wird vielleicht in 15 Jahren möglich sein.

Wer über die Zukunft nachdenkt, sollte sich indes darüber im klaren sein, daß es angesichts der ungeheuren weltweiten Bevölkerungsvermehrung eine relativ einfache Aufgabe ist, die Anwesenheit italienischer, spanischer, portugiesischer oder griechischer Arbeitnehmer auf deutschem Boden zur gegenseitigen kulturellen Bewußtmachung, Anerkennung und möglicherweise auch Rezeption dessen

zu nutzen, was der andere zu bieten hat. Die große Aufgabe jedoch ergibt sich, wenn gegen Ende dieses Jahrhunderts jene Probleme virulent werden, die heute erst am Horizont auftauchen und noch nicht klar genug gesehen werden können. Während beispielsweise in Mitteleuropa die eingeseessene Bevölkerung schrumpft, weisen die Bevölkerungen an den Rändern Europas erhebliche Fertilitätsraten auf. Was bedeutet das für die zukünftige Vitalität europäischer Zivilisation? Wie werden wir mit diesem starken osmotischen Druck fertig? Sollen wir uns diesem Druck einfach ausliefern, oder können wir ihn ins Positive wenden?

Einen ähnlichen Druck wird die Hispanisierung im südlichen Teil der Vereinigten Staaten von Amerika auf die USA ausüben. Auch für die sowjetische Führung besteht eines der größten innenpolitischen Probleme darin, daß die "Fertilitätsraten der nicht-europäischen Völker der Sowjetunion ein Fünf-, Sechs- oder Siebenfaches derjenigen der Großrussen und der Ukrainer ausmachen.

Wagner

Wir haben speziell in Zürich eminente Ausländerprobleme. Es gibt bei uns eine besondere Koordinationsstelle der öffentlichen Verwaltung, die alle Aktivitäten, von den schulischen Belangen bis hin zu Erziehungsfragen umfaßt, also in einem weitgesteckten Rahmen operiert. Sie betreut und berät, gibt aber keine Direktiven. Auf diese Weise versuchen wir, eine gewisse Integration zu erreichen.

Wir sind aber der Überzeugung, daß die eigenen Kulturkreise und Lebensgewohnheiten der verschiedenen Gastarbeitergruppen gewahrt werden müssen. Es wird also auf die Erhaltung der Feste und Traditionen besonderer Wert gelegt. In dieser Hinsicht leistet die Stadt Zürich sogar Unterstützung, um den Gastarbeitern ihr Heimatgefühl in dieser für sie fremden Umgebung zu bewahren.

Es ist im Moment in Diskussion, daß ein Ausländerparlament errichtet werden soll. Die verschiedenen Gruppierungen sollen, gemessen an ihrer jeweiligen Stärke, ein eigenes Parlament bilden und eine Exekutive mit bestimmten Kompetenzen erhalten. Dieser Vorschlag ist noch höchst umstritten, wird aber in diesem Jahr zur Diskussion gestellt.

Fohrbeck

Ich glaube nicht, daß die türkischen "Gastarbeiter" für uns eine Bedrohung darstellen; quantitativ ist das, verglichen mit "multikulturellen Gesellschaften" wie Kanada oder Vielvölkerstaaten wie Indonesien, kein so großes Problem.

Schmidt

Das kanadische Experiment ist bisher gescheitert. In Amerika ist es bislang gutgegangen, weil dort alle integrationswillig waren; das ändert sich jetzt mit den spanischsprechenden Einwanderern.

Fohrbeck

Trotzdem. Wir gehören einer Generation an, die vergleichsweise wenig mit Fremden zu tun hat und dennoch die größten Schwierigkeiten mit ihnen zu haben scheint. Dies dürfte aber ein Syndrom für bestimmte Ängste sein, Arbeitsplatzangst zum Beispiel, und weniger mit kulturellen Fragen zu tun zu haben. Diese Ängste werden auf die Gastarbeiter projiziert. Das Gebetsverhalten der Türken ärgert deutsche Arbeiter erst, seitdem es eine größere Arbeitslosigkeit gibt. Darum sollten wir hier auch nicht so altruistisch tun, als würden wir, damit sich diese Gruppen kulturell mit uns verständigen können, an Kulturdialogen interessiert sein.

Ein Indiz für die mangelnde Bereitschaft zum Kulturdialog: Während jede Lehrerin oder Sekretärin, die, sagen wir, in Peru war und mit Lichtbildern wiederkommt, einen Volkshochschulvortrag über dieses Land halten darf, werden sie an gleicher Stelle von den vielen Lateinamerikanern, die bei uns leben, kaum einmal etwas im "Originalton" zu hören bekommen. Ähnlich verhält es sich auf vielen Gebieten, auch bei den Türken.

Der Umgang mit Fremden ist aufgrund der Projektionsgefahr, die darin steckt, für uns einfach ungewohnt. Dabei müssen wir uns um die Türken gar nicht so viele Gedanken machen. Wir haben gerade ein Handbuch über "Türkische Kulturarbeit in Deutschland" abgeschlossen, in dem über 400 Modelle genannt sind. In der jüngeren Generation entwickelt sich ein erhebliches kulturelles Selbstbewußtsein, das nicht mit der Integrationswilligkeit im Arbeitsleben im Konflikt steht und durchaus auch den ernstgemeinten "Kulturdialog" ermöglicht. Die interessierten Türken suchen sich

ihre eigenen Räume, in denen sie Angebote machen können, und sie verlassen sich dabei keineswegs auf die Grauen Wölfe.

Die Schule ist also nicht das einzige Betätigungsfeld. Es hat sich schon sehr viel in anderen Bereichen entwickelt von der Bibliotheksarbeit bis zum Theater und zum Umgang mit neuen Medien. Dabei spielen auch Wirtschaftsfragen eine Rolle. Im Gegensatz zu den Gastarbeitern aus der EG dürfen die Türken ja keine Infrastrukturen aufbauen, von denen die Kultur mit abhängt: vom Café bis zum Kino. Es ist ihnen verboten, sich unternehmerisch zu betätigen; sie dürfen nur als Arbeitnehmer tätig sein, es sei denn, sie haben einen deutschen Paß. Das erschwert bei den ohnehin vorhandenen kulturellen Unterschieden zusätzlich, daß sich eine Eigenständigkeit und damit Dialogfähigkeit herausbilden kann.

Bisher gibt es in der Bundesrepublik nur eine Integrationsideologie, auch in der Kulturarbeit. Es gibt zum Beispiel einige Modellversuche im Musikbereich. Da lernen dann, etwas vereinfacht gesagt, kleine Türkenkinder mit deutschen Kindern deutsche Volkslieder singen. Umgekehrt ist es aber kaum so, daß in diesen Modellen die türkische Musikkultur mit der unseren in einen Austausch tritt oder die türkischen Kinder in ihrer eigenen reichen Musikkultur weitergebildet würden. Aus dieser Perspektive ist der Integrationsgedanke durchaus problematisch. Er entstammt dem sozialpolitischen Bereich und steht in Widerspruch zum kulturellen Denken.

Dahrendorf

Das ist eben die Frage. Ich persönlich würde einem Integrationsmodell zuneigen, das die Möglichkeit offen läßt, durch eigene Initiativen dieser Gruppen ihre kulturelle Eigenart aufrechtzuerhalten. Ich kann nicht einsehen, warum die aufnehmenden Gesellschaften eine Verpflichtung haben sollen, hier eine Differenzierung zu leisten.

Altwegg

Der Kulturschock ist zweifellos vorhanden. Das zeigt sich beispielsweise auch in Frankreich, besonders in Marseille. Die neue französische Regierung hat den Ausländern erlaubt, kulturelle Vereinigungen zu bilden, was sie bis dahin nicht durften. In Paris gibt es die freien Radiosender, die ihr Programm in der jeweiligen Heimatsprache ausstrahlen und als Integrationsfaktor wirken. Von den Medien her gibt es also gewisse Möglichkeiten.

Weber

Zum Thema Gastarbeiterkultur: In Luxemburg haben wir ungefähr 26 Prozent Gastarbeiter. Ich meine, das primäre Problem besteht nicht in der Gegenüberstellung: Bewahrung der kulturellen Identität oder Integration, sondern in der Konfrontation der verschiedenen Kulturen in einem Land. Auch die Gastarbeiter, die aus ein und demselben Land kommen, stammen häufig nicht aus einer einheitlichen Kultur, sondern aus verschiedenen Kulturen. Es ist ein großer Unterschied, ob ein Portugiese aus Lissabon kommt oder aus der Gegend von Vila Real. Selbst in Luxemburg, das ja ein sehr kleines Land ist, gibt es verschiedene Kulturkreise.

In der zweiten Generation geht es also weniger um Integration oder Identität, sondern um die Bildung einer neuen Kultur, die aus der Konfrontation zwischen den verschiedenen nationalen Kulturen und den Kulturen der Herkunftsländer entsteht. Das kann besonders bei den Jugendlichen, zumal wenn sie arbeitslos sind, große Probleme mit sich bringen.

Zum Thema "Europäische Zusammenarbeit": Das Europa von morgen kann nicht von gemeinschaftlichen Institutionen oder zwischenstaatlichen Organisationen aufgebaut werden. Dafür bedarf es privater Initiativen. Denn ein Europa der Bürger kann nur von Bürgern selbst geschaffen werden, und das Interesse der Bürger an Europa ist groß, wie wir immer wieder feststellen können.

Im Europarat läuft zur Zeit eine große Aktion unter dem Titel "Kulturdeklaration": Ein zwanzigseitiges Papier über die kulturellen Zielsetzungen der sozio-ökonomischen Entwicklung wird in den 23 Ländern, die der Europäischen Kulturkonvention angehören, diskutiert. Wir haben festgestellt, daß die staatlichen Organisationen daran im Grunde nur wenig interessiert sind. Dagegen löste diese Kulturdeklaration bei den nicht-staatlichen Organisationen größtes Interesse aus. Sie haben die Hoffnung, daß davon wirklich konkrete Maßnahmen ausgehen und es nicht nur bei Sonntagsreden bleibt.

Der Austausch von Informationen und Erfahrungen und die spontane Begegnung von Menschen, die direkt am Kulturleben teilnehmen, ist zweifellos wichtig. Darüber hinaus brauchen wir aber auch gemeinsame Programme, an denen es bisher häufig fehlt. Hier ist mit Privatinitiativen mitunter mehr

zu erreichen als durch nationale Organisationen, Ministerien und so weiter, die gewöhnlich auf bilateraler, nicht aber auf gemeinschaftlicher Ebene vorgehen.

Es sollte weiterhin versucht werden, so schnell wie möglich eine engere Zusammenarbeit der verschiedenen Kulturstiftungen zu erreichen. Mein Eindruck ist, daß wir in der nächsten Zeit zu viele Stiftungen in Sachen europäische Kultur haben werden. So gibt es die Europäische Kulturstiftung in Amsterdam und die Europäische Stiftung in Paris. Außerdem gibt es den "Genscher-Colombo Plan" mit kulturellen Ambitionen für die EG, und Simone Veil und Marek Halter haben noch eine weitere Kulturstiftung gegründet. Es steht zu befürchten, daß die verschiedenen Stiftungen und Initiativen nebeneinander und gegeneinander arbeiten werden, anstatt etwas Gemeinsames aufzubauen.

Die eigentliche Aufgabe, der sich sowohl die Privatinitiativen als auch die öffentlich-rechtlichen Institutionen zuwenden sollten, ist die Förderung der Kreativität. Wie kann man die Kulturschöpfung unterstützen? In Luxemburg fördern Banken und andere Unternehmen quasi nur die traditionelle, althergebrachte Kultur. Sie sind gern bereit, in den Wiederaufbau eines Schlosses zu investieren oder einem Museum ein teures Gemälde zu schenken, aber sie sind nur wenig motiviert, für die "lebendige" Kultur, für die Kultur, die im Entstehen ist, etwas zu tun.

Altmann

Aus vielem, was hier gesagt wurde, spricht so etwas wie ein Glaube an die Machbarkeit der Kultur. Da ist die Rede von Austausch, Kommunikation, Information; von Modellen und Ausstellungen. Kultur ist eine Frage der Organisation geworden. Entsprechend steht dann die Frage im Vordergrund: Wie ist die Kultur effektiver zu organisieren? Da gibt es natürlich eine Fülle von sinnvollen Vorschlägen. Ich frage mich indes: Ist dieser Aspekt wirklich so fruchtbar?

Das große Problem der Kultur sehe ich in der raschen Veränderung unserer Gesellschaft, auch in ihren Moden und Künsten. Im Zeitalter der elektronischen Medien wird alles zum Medium; das gilt für die Literatur genauso wie für den gesamten Bereich der Kunst. Damit wird aber alles zu einer Frage der Organisation. Selbst wenn es hier heißt, man wolle die Kreativität fördern, ist damit Organisation durch die Funktionäre gemeint. Das schließt natürlich ein, daß auch Künstler kreative Funktionäre und Manager werden können.

Was mich beschäftigt angesichts dieser Entwicklung, die den Charakter von Kultur gegenüber früher grundlegend verändert, ist die Frage: Wie kann die Kultur, die sich unter den brüchig gewordenen Beziehungen neu entwickelt, in diesem Prozeß mithalten? Von der Musikkultur der heutigen Jugend würde Adorno nur verächtlich gesagt haben, das sei reines Banausentum, aber keine Kultur. Immerhin, es gibt sie, und sie beschäftigt eine voluminöse Industrie. Das Gute ist, wie Kafka gesagt hat, in gewissem Sinne immer trostlos. Es haftet ihm leicht das Vergeblichkeitsbewußtsein an, aus dem die Konservativen oft ihre Vorschläge ableiten.

Überall dominiert die Frage der Organisation. Auch das Gastarbeiterproblem sehen wir vorwiegend unter diesem Aspekt. Da heißt es, die Türken sollen integriert werden, aber zugleich sollen sie ihre Identität bewahren. Und so wie sich die deutschen Medien dieser Thematik annehmen, erreicht man möglicherweise das Gegenteil von dem, was man eigentlich anstrebt, und fördert die Entfremdung. Viele Fehler, die gemacht worden sind, hängen mit den Illusionen zusammen, die man mangels Erfahrungen gehegt hat. Nun meint man, dies sei durch kulturelle Organisationen zu ändern. Frau Fohrbeck spricht von der Spontaneität neuer Gruppen - was sie will, ist Organisation, Interessenorganisation der Künstler. Dann geht es an die Fonds.

Unsere Bildungspolitik ist ein anderes Beispiel. Man hatte die Vorstellung, durch Bildung könne man die Gesellschaft verändern. Die Schule wurde als ein Medium zur Veränderung der Gesellschaft angesehen.

Unser Kulturbewußtsein hat sich also verändert. Wenn sich Herr Wagner hier gegen Kulturpessimismus wendet, so halte ich dem entgegen, daß ein solcher Pessimismus durchaus legitim ist. Das braucht man einem Schweizer gegenüber nicht zu betonen; denn hier hat Jacob Burckhardt seine Heimat, und hier hat Friedrich Nietzsche gelehrt. Der Kulturpessimismus entstand aus der Erfahrung eines Kulturbruchs im 19. Jahrhundert. Man fühlte, daß die kulturelle Tradition nicht mehr die Vitalität besaß, das Leben der Gesellschaft zu formen. Die Kultur wurde Kulturkritik, eine kritische Kultur, auch in der Malerei, wie wir in der hiesigen Ausstellung gesehen haben.

Mit der Kulturkritik und dem darauf folgenden Eintritt in die Kulturkrise der modernen Gesellschaft ändert sich das Verhältnis von Kultur und Industriegesellschaft. Die Kulturschaffenden - auch das ein neuer Ausdruck - sahen in der Kultur einen kritischen Maßstab des Menschlichen in dieser sich so

rasch verändernden Gesellschaft. Auch in dieser neuen Situation bleibt der Mensch das Maß aller Dinge. Aber die Verteidigung seiner Freiheit und Autonomie wird problematisch.

Das wirkt sich nun in der Kulturkritik aus, die an der großen Idee der europäischen Kultur festhält, aber eben in einem immer deutlicher zutage tretenden Kulturkonflikt. Die Bedeutung dieser Entwicklung drückt sich unter anderem darin aus, daß sich die Sozialkritik zur Kulturkritik wandelt, und entsprechend Kulturkonflikte sogar den klassischen Sozialkonflikt der Industriegesellschaft überschatten. Das Schicksal der Frankfurter Schule hat dies deutlich gemacht. Sie hat ihre Sternstunde wie ihr schließliches Scheitern in diesem Übergang von der klassischen marxistischen Sozialkritik zur Kulturkritik, wenn man so will, im Sieg von Freud über Marx.

Wenn wir die kritische Kultur, Kulturkritik, Kultur der Kritik in der großen Aufgabe als Maßstab für die Menschlichkeit sehen, dann ist die Kultur der industriellen Gesellschaft stets daraufhin zu überprüfen, ob sie in der Lage ist, die wichtige Funktion der Animation der Gesellschaft vom Geistigen her wahrzunehmen und Ideen einzubringen. Wenn wir von Kultur reden, dann müssen wir auch den Mut zu Ideen haben und nicht nur an die Effektivität kultureller Organisation denken, nach dem Motto: Jetzt haben wir genug über Ideen geredet, jetzt geht es endlich an die Praxis - aus der Praxis für die Praxis.

Die Welt gehört nicht mehr Europa, aber Europa gehört der Welt. Wenn wir dies einmal als eine große Aufgabe formulieren, kommen wir vielleicht eher vorwärts, ohne uns zu rasch an Institutionen und ihre Gutwilligkeit zu binden. Wenn man die richtigen Ideen hat, kommt das Geld von selbst. Wenn man sie nicht hat, muß man betteln gehen. Ich sehe das in Bonn: Viele Künstler haben keinen Markt, weil sie nicht genug können. Sie wollen unterstützt werden.

Kunst und Kultur brauchen einen Markt. Ich halte nichts davon, statt dessen Leistungen des Staates in Anspruch zu nehmen. Davon muß man sich im Prinzip frei machen. Natürlich brauchen Theater die Unterstützung der kommunalen Kulturpolitik. Aber ein Unternehmer kann auch nicht sagen: Ich will etwas Gutes, der Staat muß es bezahlen. Er muß sich am Markt durchsetzen können. Auch Künstler müssen sich durchsetzen.

Fohrbeck

Um gleich bei Bonn anzuknüpfen und dem angeblich fehlenden Markt für die Künstler. Die in der Tat unterentwickelte Kunstszene erhielt jetzt starken Auftrieb dadurch, daß sich etwa 40 Leute - vom Museumsleiter über Kunstvereinsvorstand und Galeristen bis zu Künstlern darauf einigten, trotz mancher Differenzen einmal nach den Gemeinsamkeiten zu suchen, die "Mehr Kunst für Bonn" ermöglichen könnten. In einem Jahr privaten Erfahrungsaustausches wurde immerhin ein gemeinsames Wunschprogramm für die achtziger Jahre entwickelt, das 20 Punkte umfaßt. Das muß man ja auch einmal lernen, Wünsche zu formulieren. Die Differenzen bleiben, aber es gibt gemeinsame Interessen, die man vertritt.

Diese Arbeitsgemeinschaft "Mehr Kunst für Bonn" stellte auch fest, wie viele der Vorschläge ohne öffentliches Geld realisiert werden können. Dazu braucht man ein wenig Vorstellungskraft, einige private Geldquellen, viel ehrenamtliche Arbeit und natürlich den Willen zur Selbsthilfe. Die ebenfalls erforderliche Diplomatie und Öffentlichkeitsarbeit kostet auch nichts. Erste, zumindest symbolische Erfolge sind ein Kunstpreis und wichtige Zusagen für das Projekt einer Kunsthalle.

Altmann

Nehmen Sie das Beispiel der Institution des Goethe-Instituts, das wir mit all seinen Unterorganisationen im In- und Ausland über das Auswärtige Amt völlig an die staatlichen Euter gehängt haben. Die dürfen nicht einmal private Spenden annehmen. Der Staat will es nicht. Alle diese Mitgliedsorganisationen hängen fest an den Ketten der Bürokratie. Es wäre gut, wenn das Goethe-Institut die Freiheit hätte, einen privatwirtschaftlichen e.V. zu gründen und das Goethe-Diplom zu einer Sache machen könnte, die sich verkaufen läßt.

Der Hang, alles zu organisieren, das heißt zu bürokratisieren, gefährdet gerade das, was man fördern will. Unsere öffentliche Kulturpolitik ist mittelorientiert, nicht zielorientiert. Deshalb fehlt ihr der große Maßstab.

Dahrendorf

Es gibt ein interessantes Kapitel in John Stuart Mills "Politische Ökonomie", wo er völlig zu Recht sagt, daß der Konsument im Bereich der Bildung und der Kunst kein hinlänglicher Qualitätsmaßstab ist. Das heißt, finanzieller Erfolg in der Bildung und in der Kunst ist nicht identisch mit Qualität.

Ich habe das in den letzten Jahren am eigenen Leibe gespürt. Ich leite eine Einrichtung, die finanziell noch viel erfolgreicher sein könnte, als sie es heute ist, aber nur auf Kosten der Qualität. Wenn wir anfangen, zweit- und drittrangige Studenten auszubilden, die viel Geld haben, wirkt sich das allmählich auf die Qualität aus. Im Bereich der ideellen Werte kann der Markt kein Qualitätsmaßstab sein.

Schmidt

Wenn jemand Erfolg hat, ist das aber noch kein Beweis dafür, daß es ihm an Qualität mangelt.

von Bismarck

Ich unterstreiche sehr die Thesen von Herrn Dahrendorf, daß das Ausmaß des Konsumenteninteresses im Bereich der Kultur kein Qualitätsmaßstab ist.

Herr Altmann, ich bejahe durchaus, daß das Goethe-Institut nicht nur staatlich unterstützt wird, sondern daß wir uns, zum Beispiel mit unseren "Instituten" im Inland, auch nach Angebot und Nachfrage ausrichten müssen. Ich begrüße es auch, daß wir gezwungen sind, uns bei der jetzt aktuellen Kürzung öffentlicher Mittel etwas einfallen zu lassen, wie wir zum Beispiel durch Kooperation mit der Wirtschaft, die ein Interesse an einigen unserer Aktivitäten hat, mit weniger öffentlichem Geld über die Runden kommen. Aber eine Schwierigkeit besteht doch darin, daß wir nach dem Gesetz als Mittlerorganisation des Auswärtigen Amtes durch die Teilung in einen Aktivitäts-Bereich öffentlicher Mittel einerseits und andererseits von Eigenmitteln ein Zwitter sind. Politiker aller Parteien erwarten auch von unseren Inlands-Instituten, daß sie ganz selbstverständlich ihre Politik am öffentlichen Interesse ausrichten (wie die Auslands-Institute). Wir sind aber ohne öffentliche Mittel gezwungen, uns bei den Inlands-Instituten zunächst an Nachfrage und Angebot zu orientieren.

Außerdem: Herr Stingl konnte uns zum Beispiel mit einem administrativen Federstrich ein Viertel unserer Kunden streichen, als er entschied, daß Umsiedler nicht mehr beim ohne Zweifel teuren Goethe-Institut Deutsch lernen, sondern die Arbeitsämter anwies, möglichst billige Kurse zu belegen. Angebot und Nachfrage sind also von uns schwer zu kalkulieren. Trotzdem unterstütze ich den Appell von Herrn Altmann: "Laßt Euch was einfallen, tut andere Märkte auf ". Das tun wir auch, aber dieser Markt ist kein freier Markt, sondern wird durch administrative Akte erheblich beeinflußt.

Zur Frage, wie die europäische Kulturentwicklung durch nicht-staatliche Initiativen vorangebracht werden kann, gebe ich fünf Beispiele.

Erstens: In der Musikabteilung beim WDR haben wir seinerzeit für eine Auftragskomposition einen jungen Komponisten aus Polen gesucht, der möglichst eine Beziehung zur katholischen Kirche seines Landes haben sollte. Wir hatten ein religiöses Thema im Sinn. Diese Absicht hat dann zu einem Kompositionsauftrag an Penderecki für die Lukas-Passion geführt. Penderecki war damals noch völlig unbekannt.

Zweitens: Mit Hilfe von Heinrich Böll, der das Textbuch schrieb, haben wir beim WDR einen der schönsten Filme über Dostojewski gedreht. Das war ein Kulturbeitrag, bei dem wir gezwungen waren, uns ganz in das Wesen des Russen Dostojewski zu versetzen.

Drittens: Vor etwa anderthalb Jahren wurden wir von dem Erfolg überrascht, den ein erstklassiges Berliner Ensemble mit dem Stück "Der zerbrochene Krug" in Jugoslawien hatte. Es wurde (allerdings im Norden Jugoslawiens!) auf deutsch ohne Übersetzung gespielt. Es zeigte sich, daß die Zuschauer fast alle Deutsch verstanden. Die Betroffenheit war so groß, wie wir uns das bei uns gar nicht vorstellen können. Nach der Vorstellung haben wir mehrere Stunden lang mit den dortigen Partnern in Ljubljana zusammengesessen. Sie haben darüber diskutiert, wie viele Dorfrichter Adams sie wohl heute in ihrer Stadtverwaltung hätten. Da stand also nicht der Genuß von kulturellem Erbe eines anderen Landes im Vordergrund, sondern das Stück hatte eine unmittelbare Wirkung in der Gegenwart.

Viertens: Anlässlich der Eröffnung eines neuen Gebäudes in Nancy fand ein Konzert des Philharmonischen Orchesters Saarbrücken statt. Der Solist, ein polnischer Geiger, stellte seine Gage zur Verfügung, damit diejenigen, die daran interessiert waren in Nancy, Deutsch lernen konnten. Dieses Beispiel hat in der Bevölkerung starke Sympathie hervorgerufen.

Schließlich ein fünftes Beispiel aus der Zeit, als die Mittel schon karger flössen. Wir haben mit zweijähriger intensiver Vorbereitung in Amsterdam eine Ausstellung durchgeführt mit dem Thema: Amsterdam - Berlin, parallele Entwicklung 1920 bis 1940; zunächst die unruhigen zwanziger Jahre, dann die Zeit des Nationalsozialismus. Diese Ausstellung wurde zu einem erheblichen Teil finanziell

von holländischen Partnern mitgetragen. Die Realisierung dieses Projektes hat schon in der sorgsamsten Vorbereitung zu einer sehr intensiven Zusammenarbeit mit holländischen Historikern, früheren Emigranten und anderen geführt. Das Echo auch in der holländischen Presse war enorm. Eine Folge davon war zum Beispiel, daß in Amsterdam eine ganze Reihe Manuskripte von Emigranten entdeckt wurde, die erstmalig veröffentlicht werden konnten. Man hat Zeitzeugen interviewt und das mit Monitoren wiedergegeben. Man hat Filme jener Zeit gespielt und viele andere Einfälle gehabt. Die Ausstellung wird im Herbst in Berlin gezeigt.

Höfer

Als Sie den hervorragenden Böll-Dostojewski-Leningrad-Film erwähnten, Herr von Bismarck, haben Sie sicher nicht mit Absicht unterdrückt, daß es dabei erheblichen Ärger mit dem Heimatland Dostojewskis gegeben hat. Da gab es doch im Film unter anderem auf den Leningrader Straßen betrunkene Sowjetmenschen zu sehen, die es gar nicht geben darf!

von Bismarck

Ja! Herr Höfer hat recht: Es gab Ärger. So wurden von Funktionären zum Beispiel zu viele Kopftücher und zu viele Bettler vor den Kirchen kritisiert. So etwas gebe es in der Sowjetunion nicht. Es wurde gefordert, diese Szenen sollten herausgeschnitten werden. Die Kopftücher und Bettler (1968 so in Leningrad aufgenommen!) wurden - als für den Gehalt des Films nicht wichtig - reduziert, aber nicht beseitigt. Solche Konflikte in einem totalitären Land sind nicht auszuschließen. Trotz solcher Mühseligkeiten dürfen wir das kommunistische Osteuropa nicht ausklammern.

Höfer

Darauf wollte ich hinaus: Politik und Kultur. Das harmlose Wort "Kulturpolitik" genießt in diesem Kreis offenbar keinen sehr guten Ruf. Nun taucht neuerlich im gehobenen Polit-Jargon immer wieder ein Begriff auf, unter dem ich mir nichts vorstellen kann: "Politische Kultur". Vielleicht kann jemand sagen, was das ist.

Bondy

Die politische Kultur ist Teil der geistigen Kultur. In der Schweiz ist dieser Begriff selbstverständlich. Schon Gotthelf und Keller haben sich dazu geäußert, und die zeitgenössischen Schriftsteller sind hier engagiert und befassen sich damit als Bürger. Niemand in der Schweiz würde darüber lächeln, daß es so etwas wie politische Kultur gibt. Wie wollen wir von den souveränen Nationen zu einem geeinten Europa kommen, wenn wir andere Experimente des Zusammengehens und der Vereinigung von Staaten, Nationen oder Gruppen nicht kennen? Das aber kann uns die historische Kenntnis der politischen Kultur lehren.

Mayer

Ich kann das nur bestätigen, Herr Bondy. 1946 hat die amerikanische Militärverwaltung als erstes ein Buch von Dennis William Brogan in deutscher Übersetzung herausgegeben mit dem Titel "Politische Kultur". Ich war gebeten worden, dieses Buch im Rundfunk den deutschen Hörern vorzustellen. Im Grunde war mir damals auch nicht klar, was politische Kultur eigentlich ist. Das Buch enthielt eine Art Geistesgeschichte politischer Theorien.

Darüber hinaus geht es bei der politischen Kultur um Formen eines zivilisierten politischen Zusammenlebens von Völkern. Auch die Demokratie und das Problem des politischen, mitmenschlichen Verhaltens in einer Demokratie sind Gegenstand der politischen Kultur.

Es gibt bestimmte Systeme, die per definitionem keine politische Kultur haben können, weil sie eine diktierte, oktroyierte Kultur haben. Politische Kultur ist nicht denkbar ohne einen freien Austausch der Ideen.

Sombart

In der schönen Ausstellung, deren Eröffnung wir ja auch mit unserem Gespräch feiern, und die ein Produkt privaten Mäzenatentums ist, wird Charles Fourier eine kleine Nische zugewiesen. Ich hätte mir gewünscht, daß man dort jene Bank hingestellt hätte, auf der Fourier jahrelang täglich zur gleichen Stunde saß, um auf den Millionär zu warten der ihm die Verwirklichung seiner Ideen - und er hatte wunderbare Ideen! - finanzieren würde. Es scheint sich da nämlich ein "ParadigmaWechsel" abzuzeichnen. Auf der Bank von Fourier sitzt heute offenbar der Millionär, der auf denjenigen wartet,

der ihm die Ideen bringt, die er finanzieren kann. Ist das nicht die Situation, in der wir uns hier befinden?

Was können private Initiativen, das heißt Mäzene, auf kulturpolitischem Gebiet heute bringen, was über das, was der Markt und die Bürokratie leisten, hinausgeht? Die haben beide ihre Grenzen: Sie müssen auf Rentabilität oder auf den Rechnungshof achten, stehen also unter einem "Erfolgszwang". Was wir aber dringend brauchen, ist die Chance, neue Lebensmöglichkeiten auszuprobieren, Experimente, die auch schiefgehen können. Das kann vom rein künstlerischen Experiment bis zum Experimentieren mit neuen Wohn- und Geselligkeitsformen gehen; das können Schalexperimente sein, die Erprobung neuer Berufsprofile, was weiß ich alles.

Die "Bürokratie" kann das immer nur bis zu dem Punkte fördern, an dem sie "Folgekosten" oder gar einen Mißerfolg nicht riskiert. Aber gerade da, wo dieses Risiko besteht, könnten vielleicht die interessantesten Resultate (mit Modellcharakter) erarbeitet oder der Beweis erbracht werden, daß der hergebrachte Weg nicht unbedingt der einzige und beste ist. Hier liegt die Chance für den privaten Mäzen, der nicht unter Erfolgszwang und Rechnungshofkontrolle steht. Er braucht niemandem den Nachweis zu erbringen, "kurzfristig" "konkret" etwas geleistet zu haben. Er kann sich den Luxus leisten, herumzuexperimentieren, etwas auszuprobieren, Spaß an etwas zu haben, was vielleicht sogar "danebengeht". Diesen Luxus muß sich eine Gesellschaft leisten können! Er ist das Privileg des Mäzenatentums.

Scheel

Ich bin ein fanatischer Verteidiger der Freiräume der Kunst. Insofern stimme ich Herrn Altmann zu, wenn er in diesem Zusammenhang die Bedeutung des Marktes erwähnt. Natürlich kann Kunst in ihrer Qualität nicht nur vom materiellen Wert her beurteilt werden. Und sie darf sich auch nicht nur am Urteil der sogenannten Sachverständigen ausrichten. Man braucht sie, und es ist eine Wohltat für die Künstler, daß es so viele Kunstsachverständige gibt, die in den verschiedenen Gremien tätig sind und darüber beschließen, welche Kunst angekauft werden soll. Deswegen wird ja auch gottseidank Kunst aus allen Richtungen angekauft. Stellen Sie sich vor, ein einziger Sachverständiger würde das Urteil bestimmen in einer Zeit, in der öffentliche Gremien die größten Käufer von Kunstwerken sind.

Was ich ausgesprochen begrüßen würde, ist, wenn wir in den europäischen Ländern, mit denen wir in engem Kontakt stehen, das Gefühl stärken würden, einer Kultur anzugehören. Dabei stellt sich erstens die Frage: Gibt es eine solche Kultur? Das kann man wohl bejahen. Zweitens: Läßt sich das Verständnis der Menschen für diese Kultur wecken und fördern? Auch das würde ich bejahen. Wie soll man das zustande bringen? Ich meine durch Austausch der "Kulturprodukte" in Europa. Indem man also das gleiche tut, was in der Wirtschaft geschieht: durch eine Intensivierung des Warenverkehrs einen leistungsfähigeren Markt zu errichten. Dabei geht es zunächst nur um ein verbessertes Angebot, das durch eine größere Arbeitsteilung erreicht werden soll.

Mit allen Abstrichen, die man machen muß, würde dies bedeuten: Privat kann man nur den Austausch von Produkten unserer Kultur initiieren. Das gilt für die Kunst und vieles andere mehr. Das gilt auch für solche Diskussionskreise wie hier, nämlich die Ergebnisse einer breiten Öffentlichkeit bekanntzumachen, um ein Mitwirken am kulturellen Geschehen zu fördern.

Was die von der Körber-Stiftung geförderte Ausstellung in Zürich angeht, so hat man zunächst aus dem europäischen Kulturbereich eine Anzahl von Einzelleistungen gewissermaßen zusammengefügt. Zugleich wird aber mit dieser Ausstellung die Intention verbunden, eine europäische Haltung zu dokumentieren, nämlich die Einstellung des Menschen, sich selbst zu fordern, hohe Ansprüche an sich und andere zu stellen, wie das in anderen Teilen der Erde nicht in gleicher Weise ausgeprägt ist. Indem man die Ausstellung in verschiedenen europäischen Städten zeigen wird, will man erreichen, daß die Menschen erkennen, hier ist etwas zusammengefügt worden, das uns allen gehört und über das wir nachdenken sollten. Dies ist ein kleiner, aber praktischer Versuch, Verständnis zu wecken. Wir werden sehen, was daraus wird.

Nach meiner Ansicht können solche privaten Initiativen nicht viel mehr bewirken, als irgendeinen Stein ins Wasser zu werfen und dann abzuwarten, ob sich etwas tut. Wenn wir nach einiger Zeit Erfahrungen gewonnen haben, werden wir uns wieder zusammensetzen und überlegen, ob ein weiteres Experiment gemacht werden soll.

Freiherr Marschall von Bieberstein

Nur eine Anregung, Herr Scheel. So schön diese Ausstellung ist, ich würde doch empfehlen, bevor sie nach Paris oder Rom geht, italienische und französische Experten hinzuzuziehen, um sie noch etwas von einer, wie ich finde, sehr deutschen zu einer europäischen Ausstellung zu erweitern, zu ergänzen.

Bondy

Ich möchte ein Thema erwähnen, das wir nicht behandelt haben: Architektur und Urbanismus sind ein europäisches Problem, das unsere Lebenswelt betrifft. Schlechte Bücher können wir zur Seite legen, das Fernsehen müssen wir nicht immer anstellen. Doch wo wir wohnen, und was wir ständig sehen müssen, wird in den Feuilletons selten kritisch beleuchtet. Es steht auch nicht so im Mittelpunkt, obwohl sich gerade dort das Soziale, Finanzielle und Künstlerische eng - und nicht immer glücklich - begegnen. In jedem Fall sind Urbanismus und Architektur ein zentrales Thema der Kultur.

Mayer

Wenn wir hier von europäischer Kultur und Kulturaustausch sprechen, dann meinen wir natürlich immer nur die westeuropäischen Länder. Helmut Schmidt sagte, es habe im Selbstverständnis der Europäer von jeher eine europäische Kultur gegeben. So einfach ist das aber nicht. Diese einheitliche europäische Kultur reduziert sich im Grunde auf die Auswirkungen des Imperium Romanum und des Corpus Christianum des Mittelalters. Alles andere, was später durch Kolonisation hinzukam, ist zwar auch europäisch, aber doch in einem anderen Zusammenhang zu sehen. Europäische Kultur ist zunächst einmal Kontinuität des Imperium Romanum.

Schmidt

Auch Skandinavien einschließlich Island gehört zu Europa und natürlich Polen.

Mayer

Das ist völlig richtig.

Mir geht es jetzt speziell um die Frage: Welche Möglichkeiten eines kulturellen Austauschs bestehen eigentlich zwischen den beiden deutschen Staaten? Ich kenne selbstverständlich die Staats- und völkerrechtliche Problematik. Aber ist auf diesem Gebiet von privater Seite irgend etwas zu machen? Ich halte das für eine zentrale Frage der deutschen Kulturpolitik.

Körber

Für die schwierige Zusammenarbeit mit der DDR von privater Seite kann ich zwei konkrete Beispiele nennen. Als wir 1978 beschlossen, Johannes Brahms in Hamburg eine würdige Gedenkstätte zu errichten, wurde durch meine Stiftung ein Wettbewerb ausgeschrieben, an dem sich Bildhauer und Architekten aus den Ländern beteiligen sollten, in denen Brahms gelebt hat. Wir erhielten viele Entwürfe von Künstlern aus Österreich, der Schweiz und natürlich aus der Bundesrepublik, aber nicht eine einzige Arbeit aus der DDR. Daraufhin haben wir uns mit dem zuständigen Ministerium in der DDR in Verbindung gesetzt mit der Bitte, Künstler aus der DDR zur Beteiligung anzuregen. Die Antwort kam postwendend: Da zwischen der DDR und der Bundesrepublik Deutschland kein Kulturabkommen bestehe, sei es den DDR-Künstlern nicht möglich, am Wettbewerb um die Brahms-Gedenkstätte teilzunehmen.

Die gleiche Erfahrung machten wir, als wir 1981 den Rolf Liebermann-Preis für Opernkomponisten auslobten. Bis Ende Januar 1983 - der Einsendefrist - sind bei uns 55 Opernwerke eingegangen. Komponisten aus ganz Westeuropa, auch aus den USA sind vertreten. Aus der DDR, aber auch aus anderen sozialistischen Ländern - mit Ausnahme Polens sind keine Einsendungen eingegangen.

Ich bin der Meinung, daß wir trotz der fehlenden Kulturabkommen immer wieder versuchen sollten, auch mit den sozialistischen Ländern den Kulturaustausch als Mittel zur Völkerverständigung zu fördern.

Mayer

In der Akademie der Künste in Berlin haben wir ordentliche Mitglieder auch aus Ost-Berlin. Ich denke etwa an den Komponisten Siegfried Matthus oder an Stephan Hermlin und andere, die zu uns kommen. Das ist natürlich die besondere Berliner Situation.

Scheel

Nur in privaten Kanälen bewegt sich einiges. So können sich einige Maler aus der DDR über private Galerien in der Bundesrepublik präsentieren. So erfreulich das ist, sollte man doch immer prüfen, ob die Betreffenden aus eigenem Impuls kommen oder aus durchsichtigen Gründen lanciert werden, bei uns eine Privatausstellung zu machen. Das ist immer auch ein politisches Problem. Einen organisierten Verkehr, der Begegnungen von Künstlern aus der DDR und der Bundesrepublik offiziell regelt, gibt es nicht. Das gleiche gilt für den Sport.

Schmidt

Die Entspannungspolitik und hier insbesondere die deutsche Ostpolitik in den letzten 10 bis 12 Jahren hat eine Konsequenz gehabt, die gar nicht so recht bemerkt worden ist. Es ist ihr nämlich gelungen, die Angst vor den Deutschen in den Völkern außerhalb der Sowjetunion weitgehend abzubauen und damit der Sowjetunion ein wichtiges Instrument kaderkommunistischer Herrschaft zu nehmen. Die ganze polnische Freiheitsentwicklung in den letzten 10 Jahren hätte sonst nicht so manifest werden können, sondern wäre weiter niedergehalten worden. Der Wunsch der Polen oder auch der Ungarn, kulturell zu Europa zu gehören, ist ungeheuer vital.

Diese insgesamt positive Entwicklung kann durch eine törichte Politik auf beiden Seiten wieder zunichte gemacht werden. Die Bedrohung der europäischen Kultur durch die außenpolitische Kurzsichtigkeit sollte auf jeden Fall ernst genommen werden.

Dabei verstehe ich europäische Kultur immer gesamteuropäisch, das heißt, die großen russischen Komponisten und Schriftsteller gehören dazu.

Wir haben hier unter dem Thema: "Die politisch-kulturelle Herausforderung Europas - ein Weg zur Erneuerung der Industriegesellschaft?" diskutiert. Ich frage mich: Wohin und mit welchem Ziel soll eigentlich die Industriegesellschaft erneuert werden? Ist die überhaupt erneuerungsbedürftig? Steht sie nicht ohnehin in einem ständigen Prozeß der Erneuerung? Was hat das mit der politisch-kulturellen Herausforderung Europas zu tun? Möglicherweise kommt in dieser Formulierung ein spezifisch deutsches Vitalitätsdefizit zum Ausdruck.

In Deutschland ist seit 1933 - größtenteils von den Deutschen selbst verursacht und zu verantworten - ein kultureller Vitalitätsverlust eingetreten, der bis heute nicht wieder aufgeholt worden ist und aus spezifisch deutschen Gründen - zum Beispiel die Teilung der Nation - so schnell nicht aufgeholt werden kann. Darüber hinaus gibt es sicher allgemeine, nicht nur deutsche Gründe, die zum Vitalitätsverlust beitragen.

Ich habe schon darauf hingewiesen, wie sehr die Hochtechnologie der Humanitas davonläuft, indem sie die Menschen schlichtweg überfordert. Die ungeheure horizontale Ausweitung der Märkte hat sozialökonomische Anpassungszwänge ausgelöst, die uns bisher kaum bewußt sind. Die ökonomische Krise, die seit den frühen siebziger Jahren andauert und immer schwerwiegender wird, steht in Gefahr, sich zu einer zweiten Jahrhundertdepression auszuweiten. Es gibt heute keine nationalen Märkte mehr, sondern nur noch Weltmärkte. Das gilt für Rohstoffe, für das Öl, für Fertigprodukte und für vieles andere mehr.

Die Menschen mit ihren Denk- und Verhaltensgewohnheiten, aber auch die gesellschaftlichen Einrichtungen sind nicht in der Lage, mit diesen unglaublich ausgeweiteten weltwirtschaftlichen Märkten - dazu gehören insbesondere die Finanz- und Kreditmärkte - fertig zu werden. Es gibt keine Steuerungsmechanismen für diese großorganisierte Weltwirtschaft. Und die führenden Staatsmänner dieser Welt, vor allem die der Superstaaten, sind unfähig, überhaupt die Aufgabenstellung zu erkennen, geschweige denn nach Lösungen zu suchen.

In diesen Rahmen gehören auch die Medientechnik und die Produkte der Medienindustrie. Die eigentliche Gefahr der Medientechnik sehe ich in der - im wörtlichen Sinne - "Überwältigung" des Menschen. Es fehlen die humanen Gegengewichte. Die Manipulierbarkeit des Menschen nimmt schnell zu.

Das notwendige Gegengewicht sollte im wesentlichen in der Erziehung liegen. Wenn ich mir allerdings ansehe, was die Pädagogen seit 20 Jahren in die Welt gesetzt haben, bin ich ratlos, um nicht zu sagen: erbittert, über eine schier uferlose Experimentierlust - natürlich alles vom Staat bezahlt und mit Planstellen abgesichert. Es braucht niemand ein Risiko einzugehen, wenn er auf Kosten der nachfolgenden Generation und ihrer zukünftigen kulturellen Entfaltung Experimente macht.

Frau Fohrbeck wies auf zwei oder drei ausländische Beispiele hin, wo nach ihrer Meinung die Integration geglückt ist. Für die Schweiz mag das zutreffen, das ist ein kleines, überschaubares Land. Und 300 Jahre gemeinsamer Geschichte sind ein gewichtiges Fundament.

Aber Kanada? Das sind geradezu drei verschiedene Welten, die sich gegenseitig verachten. In Vancouver spricht man nur mit Verachtung von der Bundeshauptstadt Ottawa. Der Regierungschef in Ottawa wird von keinem einzigen Abgeordneten der Provinz- British Columbia unterstützt. Nicht viel besser ist das Verhältnis zwischen den englischsprechenden Provinzen und der französischsprachigen Provinz. Das Ganze wird nur sehr mühsam zusammengehalten.

In Deutschland befinden wir uns jetzt, wie ich gehört habe, in einer "geistig-moralischen Erneuerung". Das ist natürlich nur eine Redensart. Nach dem Zweiten Weltkrieg haben wir die angelsächsische Staatsweisheit rezipiert, aber gleichzeitig aus der Demokratie ein Ideal gemacht, eine utopische Angelegenheit, statt zu beherzigen, was Churchill über die Demokratie gesagt hat, daß sie eigentlich die schlechteste Regierungsform sei, mit Ausnahme aller anderen, die man schon ausprobiert habe.

Wenn die deutschen Studienräte wenigstens dies den jungen Leuten beibringen könnten. Statt dessen werden diese in das Leben entlassen mit einer utopischen Vorstellung von dem, was Demokratie alles Wunderbares leisten könne. Sie werden überhaupt nicht vorbereitet auf die ungeheuren Defizite und Dummheiten, die auch in Demokratien selbstverständlich an der Tagesordnung sind. Diese Defizite bleiben allerdings und gottseidank meist weniger blutig im Ergebnis, als dies in anderen Staatsformen der Fall ist. Die jungen Deutschen sind auf die Realität der Demokratie nicht vorbereitet; deshalb flüchten sie sich alle 10 Jahre in eine Studentenrevolte, in Terrorismus und dergleichen.

Natürlich gibt es so etwas wie politische Kultur. Die Deutschen haben sie noch nicht; bei ihnen ist sie angelernt und angelesen - re-education ohne Tiefenwirkung. Deshalb erwarten sie zu viel von der Demokratie und vom Staat.

Es wird in Deutschland nicht genügend nachgedacht, besonders in der jüngeren Generation. Es kommt nicht so sehr darauf an, die Industriegesellschaft zu erneuern oder die sozialen und ökonomischen Anpassungsprozesse zu fördern. Das mag auch wichtig sein. Viel wichtiger ist aber, darüber nachzudenken, was es bedeutet, den Menschen als Maßstab zu nehmen, wie Herr Altmann das ausdrückte. Was ist dieser Mensch eigentlich - was hat er zu sollen, was darf er fordern? Und was hat er selbst zu erbringen?

Das zutreffende Wort von der Anspruchsgesellschaft fällt auf die zurück, die diese Ansprüche erst gezüchtet haben. Es ist eine der schlimmsten Entartungen europäischer Kultur, daß überall nur Ansprüche, Ansprüche, Ansprüche gezüchtet werden - bis hin zur Altersversorgung für freischaffende Künstler. Ich habe selbst daran mitgewirkt, daß sie sie endlich bekommen. Ich fand das auch nur gerecht, nachdem alle anderen Gruppen bereits entsprechend versorgt waren.

Aber überall nur Ansprüche, und dann wundern sich die Leute, daß sie nicht alle finanziert werden können. Und sie beklagen die Gefährdung der Industriegesellschaft. Die Ursache liegt doch auch in der Unbescheidenheit, die sich in den letzten 20 Jahren in Deutschland breitgemacht hat, vielleicht nicht nur in Deutschland.

Dahrendorf

Selbst wenn der Anpassungsprozeß, von dem Helmut Schmidt sprach, gelingen sollte, wird sich zumindest in den entwickelten Ländern die Art und Weise, in der Menschen ihr Leben gestalten, wesentlich ändern. Ich will nur einen Punkt herausgreifen. Die Menschen verbringen heute immer weniger Zeit am Arbeitsplatz. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, daß Kultur kein Luxus ist, sondern als Möglichkeit gesehen werden muß, mit dem eigenen Leben selbstverantwortlich etwas anzufangen.

Nur ein kurzes Wort zur Rolle der Erziehung. Ich bin zu keiner Zeit der Meinung gewesen, daß das Bildungswesen mehr leisten könne, als die vorherrschenden Werte in der Gesellschaft hergeben. Die Schule kann die Gesellschaft nicht verändern, sondern sie reflektiert nur das, was ohnehin geschieht.

Was werden die Menschen mit der vielen Zeit, die sie in Zukunft für sich haben werden, anfangen? Ich vermute, weder die Schulen noch die Parteien werden in den nächsten Jahren auch nur erahnen, was Menschen heute schon tun. Das heißt, Schule und Parteien hinken hinter der tatsächlichen Entwicklung weit hinterher. Deshalb ist es abwegig anzunehmen, das Bildungswesen könne die Gesellschaft reformieren, geschweige denn revolutionieren.

Um die Überwältigung des Menschen durch die Medientechnik zu verhindern, dazu bedarf es eines Maßes an gesellschaftlicher und politischer Kultur, das übrigens nicht nur in der Bundesrepublik kaum zu finden ist. Kein Land ist mit diesem Problem bislang wirklich fertig geworden.

Körper

Am Ende unseres facettenreichen Gespräches über die kulturellen Zukunftsperspektiven der Industriegesellschaft und die besondere Rolle, die dabei Europa und die europäische Kultur spielen könnten, möchte ich mich auf einen Gesichtspunkt konzentrieren, der heute mehrfach angeklungen ist.

Gaston Thorn sprach in seinem Referat davon, daß wir derzeit einen tiefgreifenden Wandel der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen erleben und als Folge davon neue Akzente in den Bedürfnissen und Wertvorstellungen der Menschen feststellen.

Er erwähnte das Streben nach persönlicher Entfaltung, nach individueller Freiheit, Mitverantwortung und Mitbestimmung. Insbesondere aber stellt sich für viele Menschen die Frage, wie sie ein Mehr an Freizeit, das unausweichlich auf uns zukommt, möglichst sinnvoll nutzen können.

Ich meine, worüber wir uns ernsthaft Gedanken machen müssen, ist, wie die Perspektiven einer freizeitorientierten Gesellschaft aussehen.

Ich teile die Auffassung derer, die die Überwindung der Arbeitslosigkeit für das zentrale wirtschaftliche, soziale und politische Problem unserer Industriegesellschaft ansehen. Ich glaube aber nicht daran, daß wir dieses Problem allein durch eine Veränderung der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen bewältigen werden. Denn eine Rückkehr zu hohen Wachstumsraten, die Voraussetzung wären, um Vollbeschäftigung wieder zu erreichen, ist wegen des Fehlens einer epochalen Erfindung, wie es früher bei der Einführung von Dampfmaschine, Elektrizität, Automobil oder Elektronik der Fall war, im Augenblick nicht in Sicht.

Die Arbeitszeitreduzierung, deren verschiedene Modelle jetzt diskutiert werden - auch in diesem Kreis war verschiedentlich die Rede davon;- , kann die Arbeitslosenzahlen zwar verringern, aber das Problem nicht grundsätzlich lösen, zumal alle diese Modelle in ihren praktischen Auswirkungen noch nicht genügend analysiert sind, um sie in die Volkswirtschaft einzuführen.

Was wir gegenwärtig erleben, ist die Entwicklung hin zu einer Gesellschaft, in der die Güterproduktion und auch viele Dienstleistungen immer weniger von menschlicher Arbeit abhängen. Ich ziehe daraus die Schlußfolgerung, daß sich unsere Gesellschaft in einem Übergang befindet, der sich in Richtung auf eine Neubewertung sowohl der Arbeit als auch der Freizeit vollzieht.

Die Entlastung des Menschen von Arbeit, die selbstverständlich nicht zur materiellen Not führen darf, stellt ein "Mehr an Freizeit" zur Verfügung, das weitaus größer sein wird als der Bedarf für Urlaub und Feierabend.

Wir müssen, gesellschaftlich wie als einzelne, lernen, freie Zeit sinnstiftend zu nutzen.

Die Bewältigung der Freizeit ist eine Herausforderung unserer Kultur geworden. Leider wird diese Herausforderung bei den Arbeitslosen besonders deutlich; denn ihnen steht ja mehr freie Zeit zur Verfügung, als sie haben wollen.

Es wird daher in Zukunft für den sozialen Frieden von entscheidender Bedeutung sein, daß die Menschen ihr Selbstwertgefühl nicht mehr allein aus der bezahlten Arbeit, sondern auch durch das, was sie in ihrer freien Zeit freiwillig tun, herleiten.

Der alte Gegensatz: Leben, um zu arbeiten, und arbeiten, um zu leben, wird allmählich aufgehoben. Der Prozeß, der hier stattfindet, überwindet die Trennung von Arbeitszeit und Freizeit und bringt beides in eine neue Beziehung zueinander.

In der freizeitorientierten Gesellschaft werden sich also zahlreiche kreative Tätigkeiten entwickeln, die den eigenen Entscheidungsspielraum erweitern, die die kulturellen und kommunikativen Fähigkeiten aktivieren. Dafür bedarf es der Wiederbelebung der immateriellen Werte. Der einzelne soll in seinem Alltag zu einem "kulturellen Tun" im weitesten Sinne befähigt werden. Hier liegt auch eine große Aufgabe für unser Erziehungs- und Bildungssystem.

Mit anderen Worten: Die Schule muß das Rüstzeug vermitteln, das den einzelnen nicht nur einseitig auf die Berufs- und Arbeitswelt vorbereitet, sondern ihn auch befähigt, mit seiner Freizeit produktiv umzugehen. Die Weckung der immateriellen Bedürfnisse muß schon in Elternhaus und Schule beginnen.

Ich begreife Kultur also nicht als Freizeitveredelung. Wir brauchen keine Kultur "von oben", keine Medienberieselung, keine Kommerzialisierung der Freizeit, sondern eine der wichtigsten Aufgaben für die Zukunft sehe ich in der Weckung von kulturellen Bedürfnissen und Fähigkeiten. Dazu gehört auch das weite Feld der "Dienste am Menschen" und der ehrenamtlichen Tätigkeiten.

Unser Gespräch hat nun eines sehr deutlich gemacht: Die Erneuerung der Industriegesellschaft in Richtung stärkerer Freizeitorientierung kann nicht allein Aufgabe des Staates sein. Hier wurde mehrfach, nicht zuletzt von Helmut Schmidt, das Verhältnis von Staat und Kultur kritisch angesprochen. Vielmehr ist auf diesem Felde in hohem Maße ein Engagement von privater Seite gefordert, um neue Anstöße zu geben, um Kreativität und Experimente zu fördern.